Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 5 — Marburg i. H., den 30. Januar — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Knabe Jesus — Lutherworte — Die Anfänge unsrer Religion (Wernle) — Tolstois Antwort an den heiligen Synod — Einige Beiträge zur Frauenfrage (Tiburtius, Zacke, Gnauck, Rösler) — Verschiedenes: Quellen zur Geschichte des Papsttums (Mirbt); Die Sozialdemokratie die lachende Erbin des südafrikanischen Krieges (Köhler); Die Mobilmachung des Christentums gegen den Krieg (Kellermann); Gerhard v. Kügelgen als Portrait= und Historienmaler (Kügelgen); Neue Novellen (Schmitthenner); Zur Berufsfrage für das weibliche Geschlecht (Erklärung); Ich kenne die Polen nicht; Der Duellwahnsinn; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Knabe Jesus

Jesus nahm zu an Weisheit, Alter*) und Gnade bei Gott und den Menschen. Luk. 2, 52

Gelehrte Leute vermuten, daß Lukas mit diesem Worte eine Brücke habe schlagen wollen über ein Thal, das im Schatten liegt, so daß man das Einzelne nicht deutlich erkennen kann. Es mag sein. Das soll uns die Freude an diesem Worte nicht verderben. Die Menschen haben wie die Kinder mit einer kostbaren Kette gespielt. Da kam es, daß eine glänzende Perle nach der anderen davonlief. Als man hernach die Größe des Verlustes gewahrte, da waren sie verschwunden. Nur ganz selten gelang ein Fund. Dann war die Freude groß. Jesu Kindheit ist diese Kette, eine wiedergefundene Perle das Evangelium, an dessen Ende unser Wort gestellt ist.

Frühreife, altkluge, blasse Kinder können uns nicht gefallen. Wir sehen sie an mit Mitleid und Wehmut. Jesus war ganz gewiß nicht so. Er war gesund an Leib und Seele, ein blühender, fröhlicher Knabe. . . . Nun stürmt er zur Thüre herein mit roten Wangen, blühende Blumen in den Händen: Mutter, sieh doch, wie schön! . . . Die hat Gott gemacht, sagt die Mutter. Und er warf sie nicht fort, daß sie eines frühen Todes starben, sondern er that, was man thut, um sich noch lange an diesen bunten, fröhlichen Kindern des großen Schöpfers zu freuen.

Dem Vater hat Jesus frühe Handreichung gethan bei seiner Arbeit. Oder meint ihr, Jesus, des Hauses ältester Sohn, auf dessen Hilfe die Eltern verlangend warteten, wie es die Eltern thun, die sich plagen müssen ums tägliche Brot, habe träumend zu Hause gesessen? Wer will das glauben? Wir können es uns nun einmal nicht vorstellen, daß der Mann, der ein menschliche Kräfte himmelhoch überragendes Werk vollbrachte, eine unthätige Jugend hinter sich gehabt habe. Wir vermögen uns deswegen auch nicht allzusehr für die zarten, durchsichtigen Hände zu begeistern, wie sie die Maler der Christusbilder zu malen pflegen. Die wachsen nicht im Hause geringer Leute.

Und wie der Knabe betete. . . . Laßt uns an das denken, was wir von dem Beten des Mannes wissen, wie er jubelte, daß der Vater ihm die Geheimnisse des Himmels aufgethan, wie er flehend seine Hand mit wunderwirkender Kraft füllte, wie die Stimme dieses Beters die Brandung des Todes durchdrang. Die ersten Töne zu diesen gewaltigen Akkorden wurden im Elternhause angeschlagen.

*) Genauer: Gestalt.

Haben wir die menschliche Seite des Knaben Jesus zu sehr in den Vordergrund gestellt — Freunde, die Kirche hat mit der Kraft und Mannigfaltigkeit einer vielhundertjährigen Predigt gerade das Göttliche an Jesus Christus gepriesen — sie that Recht daran — aber haben wir Unrecht, wenn wir in Sehnsucht und Liebe nun auch nach den rein menschlichen Zügen suchen, um uns ihrer in frommer Unbefangenheit zu freuen? Das Wort fällt mit nichten: Ich weiß, an wen ich glaube.

E B

Lutherworte

Ich achte, daß Deutschland noch nie so viel von Gottes Wort gehört hat wie jetzt. Man spürt je Nichts*) in der Historie davon. Lassen wir es denn so hingehen ohne Dank und Ehre — so ists zu besorgen: wir werden noch greulichere Finsternis und Plage leiden. Liebe Deutsche, kauft, weil der Markt vor der Thür ist, sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnaden und Wort, weil es da ist! Denn das sollt ihr wissen: Gottes Gnade und Wort ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen — aber hin ist hin, sie haben nun Nichts. Paulus brachte ihn in Griechenland — hin ist auch hin, nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt — hin ist hin, sie haben nun den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet, denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greif zu und halte zu, wer greifen und halten kann — faule Hände müssen ein böses Jahr haben.

An die Ratherren aller Städte deutschen Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen. 1524

Die Anfänge unsrer Religion

1. Das Buch**)

Es ist nämlich ein Buch, um das es sich hier handeln soll, das Buch eines jungen Schweizer Theologen Paul Wernle,

*) D. i. nie Etwas.

**) Ich bitte dringend darum, daß Niemand für den folgenden Artikel die Redaktion verantwortlich macht. Um eine Rezension hat sie mich gebeten; etwas ganz Anderes habe ich geschrieben. Wenn sie meinen Artikel trotzdem aufnimmt, so muß ich dennoch sehr bitten, alles Gesagte für meine Privatmeinung zu halten, die ich allein zu vertreten habe, nicht die Christliche Welt und nicht die Freunde der

das den Titel trägt, der die Ueberschrift dieses Aufsatzes bildet, und im Jahre 1901 bei J. C. B. Mohr in Tübingen (gebunden 8 Mk.) erschienen ist. Dennoch verspreche ich denjenigen, die wie ich Rezensionen nicht leiden mögen, obwohl ich sie selbst schreibe, daß sie hier keine Rezension und auch wieder mehr als eine Rezension zu lesen bekommen sollen.

Jedes gute Buch ist ein Kunstwerk. Darin liegt, daß der Kenner und Mitarbeiter sagen kann, warum es gerade so ist, und worin das Anziehende und Originale seiner Form liegt, und daß der Laie jenes ruhige Gefühl des Schwebens in dem Selbstverständlich-Schönen hat, das einem nur dann gegeben wird, wenn man die mühevolle Arbeit des Künstlers gar nicht merkt. Wernles Buch ist ein Kunstwerk, mehr noch als eine wissenschaftliche Leistung. Wissenschaftlich läßt sich mit ihm noch über Vieles streiten. Manches steht auf schwachen Füßen; Manches ruht nur auf dem jetzt vorhandenen Commonsense in diesen Dingen und wird in dem nächsten Jahrzehnt gründliche Umgestaltung erleben; Manches sind auch nur kecke Behauptungen. Aber das weiß der Verfasser selbst. Er will keine „abgeschlossene Weisheit" bieten, ja er will sie nicht einmal haben (S. V). Aber als künstlerische Leistung auf dem Gebiete der Wissenschaft ist dies kleine Buch erster Klasse. Aehnlich ist ihm nur Renans großes Werk Les Origines du Christianisme, von dem er den undeutschen Titel entnommen hat. In Deutschland haben wir Biblische Theologien und Apostolische und Nachapostolische Zeitalter, unter ihnen wissenschaftliche Leistungen, mit denen sich Wernle nicht messen kann, von denen er das Beste gelernt hat. Trotzdem ist sein Buch als Kunstwerk höher anzuschlagen als diese auf die Art unsers akademischen Unterrichts zugeschnittenen und von ihm stammenden Werke. Ich glaube aber, daß nach Wernles Buch selbst im akademischen Unterricht kaum noch Jemand den Mut haben wird, eine biblische Theologie in der alten Form zu lesen, selbst wenn ich ihre praktische Brauchbarkeit sehr hoch anschlage.

Worin liegt nun das Künstlerische in Wernles Entwurf? Es liegt in der selbstverständlichen Art, wie die Entwicklung des Christentums von Paulus bis zu dem ersten wirklichen Ruhepunkt hin beschrieben wird, bis zur Entstehung der katholischen Kirche. Drei Teile, die ersten, sind für alle Zeit gegeben: 1. Jesus, 2. die Urgemeinde, 3. Paulus; in diesen Teilen kann sich die Kenntnis und Kunst nur in der Unterteilung zeigen. Und bei Wernle zeigt sie sich wahrlich. Da ist jeder Anklang an das sonst vielfach übliche, der altorthodoxen Theologie entlehnte Schema verschwunden; nicht mehr wird jeder Gedankengang auf das Prokrustesbett ihrer Loci gezwängt, sondern jedem Gedanken wird seine eigne Logik gelassen. Wie einfach ordnet sich Jesu Botschaft unter die vier Gesichtspunkte: 1. der Beruf, 2. die Verheißung, 3. die Forderung, 4. Jesus, der Erlöser, wie selbstverständlich des Paulus Anschauungswelt unter die Kategorien: 1. das Berufungsbewußtsein, 2. Jesus unter den Heiden, 3. die paulinische Theologie (die Voraussetzungen für ihre Entstehung, Erlösungs-Theologie, antijüdische Apologetik und paulinische Gnosis), 4. die Frömmigkeit der Gemeinden und die Frömmigkeit des Paulus selbst. Das künstlerische Geschick dieser Anordnung muß man im Einzelnen verfolgen; wissenschaftlich ist höchst lehrreich, wie die einzelnen Gedankenreihen entwirrt sind und Alles sich in seine einfachsten Teile zerlegt; wie man sehen kann, was Paulus, der Missionar, gepredigt, wie Paulus, der Apologet, sich verteidigt, wie Paulus, der christliche Mystiker und Gnostiker, spekuliert hat, und was Paulus, der fromme Christ, erlebt hat.

Die ganze Kunst zeigt sich aber erst jetzt, bei der Schilderung der Entwicklung zur Kirche. Noch unter dem ersten Teil „die Entstehung der Religion" ist als vierter Abschnitt „die Apokalypse" als ein Beispiel urchristlicher Prophetie gebracht. Alles Andere steht im zweiten Teil „die Ausbildung der Kirche" unter den wiederum ganz selbstverständlich erscheinenden Ueberschriften: 1. die Entstehung der kirchlichen Verfassung, 2. die Ausbildung der kirchlichen Theologie, 3. die Frömmigkeit im nachapostolischen Zeitalter. Die Unterteilung des mittelsten Abschnittes ist nun aber das Charakteristische. Der einfache Gedanke, die Theologie als das zu schildern. was sie stets ist: Auseinandersetzung des frommen Selbstbewußtseins mit der Weltanschauung, mit der es zusammentrifft, und die andere, ebenso elementare und doch so weitreichende Erkenntnis, daß dies Zusammentreffen stets ein Kämpfen und ein Empfangen zugleich ist, sie werden die Grundlage für die Gruppierung des gewaltigen, für den Kenner selbst verwirrenden Stoffes und ordnen ihn mit überraschender Einfachheit also: A. Christentum und Judentum: 1. der jüdische Glaube, 2. das Gesetz und die jüdische Ethik, 3. die jüdische Kirche und ihre Institution. B. Christentum und Griechentum: 1. der heidnische Staat, 2. die heidnische Religion, 3. die griechische Philosophie. C. Katholizismus und Gnostizismus: 1. der Ursprung des Gnostizismus, 2. der Kampf und seine Folgen. Freilich alle Schwierigkeiten sind auch hier nicht überwunden: Heidnische Religion ist z. B. auch der Gnostizismus. Aber wer bezwänge die Wirklichkeit in ihrer Fülle ganz mit einer Einteilung! Je leichter, je selbstverständlicher sich nach ihr die Fülle des Stoffes gruppiert, je weniger man von ihr merkt, desto besser ist sie. Und so ist es mit Wernles Schema. Wie viel die Wissenschaft auch im Einzelnen dadurch gewonnen hat, ist hier nicht der Ort nachzuweisen.

Unter dem Dargestellten selbst finden sich nun aber auch eine Menge neuer Beobachtungen, die man sonst in keinem Buch findet. Man spricht neuerdings viel von dem Gebrauch einer religionsgeschichtlichen Methode. Natürlich giebt es nur eine, die geschichtliche Methode, und die ist eben im Gebiet der Religion religionsgeschichtlich. Aber was diejenigen meinen, welche religionsgeschichtliche Behandlung des Christentums wünschen, ist: 1. daß man zunächst von der Religion, dem Glauben, der Frömmigkeit spreche und dann erst von Theologie und Kirche, und daß man über diesen beiden jenes erste nicht vergesse; 2. daß man das Christentum verstehe als eine unter den vielen Religionen des großen römischen Reiches, die mit diesen anderen in Kampf und geistigen Austausch trat, die auch im Wechsel der Zeitströmungen und Kulturverhältnisse Aehnliches erlebt hat wie die andern Religionen und mit ihnen. Beide Gesichtspunkte hat Wernle, soweit wir jetzt bereits auf diesem Gebiet zu sehen vermögen, an seinen Stoff herangebracht. Zum ersten Mal bei ihm finden sich drei Abschnitte, die ich mit am höchsten schätze, wenn ich sie gleich nicht für vollkommen halte: die Frömmigkeit Jesu; die Frömmigkeit der Gemeinde und die Frömmigkeit des Paulus selbst; die Frömmigkeit im nachapostolischen Zeitalter. Sie enthalten eine Fülle neuer und tiefer Beobachtungen. Andrerseits fängt Wernle nicht, wie üblich, seine Darstellung mit dem Judentum an, sondern mit dem antiken Volksglauben, was sehr wertvoll ist, und überall sucht er die Verbindungslinien nach den nichtchristlichen Religionen hin zu zeigen.

Alles in allem ein Buch, ebenso anregend für den Theologen wie für den Nichttheologen, für den Gelehrten wie für den Pfarrer. Aber auch ein aufregendes und ein kühnes Buch, geschrieben, um auch von gebildeten Laien gelesen zu werden und sie, soweit sie sich noch Christen nennen, zum ernsten Kampf für das Evangelium aufzufordern, soweit sie nicht mehr Christen sind, ihnen das Evangelium als das höchste Gut darzustellen und sie wieder zu ihm zurückzuführen. Für Gläubige ein Buch gesunden Aergernisses, für Zweifelnde und Ungläubige ein lockendes Rufen zu Jesus hin, so ist es gedacht.

2. Laientheologie

Es giebt Theologie von Laien, die ist schrecklich — verzeihen Sie, geehrter Leser oder geehrte Leserin; aber sie ist schrecklich, ob sie nun von dem Edelanarchisten Eugen Heinrich Schmitt oder von seinem Lehrer Tolstoi, ob sie von dem Professor Haeckel oder von dem Pfarrer X., der in seiner Jugend einmal durch einige Semester die Bekanntschaft der Theologie gemacht hat

Christlichen Welt. Wem der Artikel nicht in die Christliche Welt zu passen scheint, der halte es, wie ich, für einen Akt unverdienter Güte von der Redaktion, daß sie mich zu Worte kommen läßt, und zürne ihr nicht. H W

Diese Anmerkung, dem Verfasser weder nahegelegt noch dem Herausgeber erwünscht, ward uns vom Verfasser so kategorisch aufgenötigt, daß sie denn hier stehen mag. D H

und nach langen Jahren sich ihrer wieder einmal erinnert, in Szene gesetzt wird. Unter diesen Männern mögen Propheten sein, große und kleine, wahre und falsche — aber Theologie können sie nicht machen. Theologie ist ein Handwerk, meinetwegen ein Kunsthandwerk, das man emsig und eifrig gelernt haben und üben muß.

Es giebt auch Theologie für die Laien, in usum delphini zurecht gemachte Theologie. Auch sie ist oft nicht recht erfreulich — man merkt ihr manchmal die Absicht und die Ueberlegenheitsgefühle ihrer Verfasser an — aber sie ist nötig und nützlich.

Schließlich aber giebt es auch Laien-Theologie, eine feine und hohe Kunst, die nur Wenigen gelingt, weil sie kein Produkt der Kunstfertigkeit, sondern etwas unbewußt Gewordenes ist. Freisein von allen theologischen Formeln, Verschleierungen und Kunstfertigkeiten, ein Menschenkind sein wie andere, sprechen in ihrer Sprache und denken in ihren Gedanken, das wird uns Allen bitter schwer, da wir von unsrer Jugendzeit bis zu unsrer wohlehrwürdigen Kandidatur stets unter theologischen Einflüssen stehen. Das aber ists, was ich meine: daß wir wirklich Laien gegenüber nicht bloß „mitfühlen", „nach-" und „anempfinden", sondern einer der ihren sind, ein gebildeter Mensch unter gebildeten Menschen. Es gehört ein selbständiges und freies Herz dazu, um in Alles einzutauchen, was moderne Menschen fühlen, empfinden und denken, und ein starkes Herz, um unversehrt wieder emporzutauchen und doch dabei Alles abzustreifen, was bloß Verkleidung, Schale, Decke vergangener Zeiten war. Aber ohne diese Fähigkeit ist alle unsre Arbeit nutzlos. Die Gewänder, die unsere Vorfahren gemacht haben, sind größtenteils alt, abgetragen und brüchig; alles Flicken und Nähen, auch der geschicktesten Hände — und an ihnen hat es gewiß nicht gefehlt — hilft uns schließlich Nichts. Auch der wunderbarste alte Goldstoff sieht im Licht des hellen Tages ruinenhaft aus und erweckt nur ein wehmütiges Lächeln. — Wernle ist einer der Wenigen unter uns Theologen, die neu, die laienhaft empfinden, sein Buch ist Saat auf Hoffnung. Leider wird es wohl wenigen von denen in die Hände kommen, bei denen es eigentlich wirken könnte und sollte. Man liest ja fast nichts mehr — Harnacks Wesen des Christentums ist die einzige Ausnahme —, was aus der Hand eines Theologen kommt, weil unsre theologischen Ahnen eine hohe Mauer um sich gebaut hatten aus Formeln und Geheimnisthuerei, berechnet, den Laien in Unklarheit zu halten. Nur für fein geschulte Theologenaugen sollte hinter den alten Formen das neue Leben sichtbar sein. Die hohe Mauer sollte jeden Zugwind von der Kirche abhalten, wo doch der brausende Sturm schon mächtige Kirchendächer zerrissen und Türme gestürzt hatte! Diese Zeit ist vorüber. Wir ertragen einfach nicht mehr jene kunstvolle Sprache. Wir sind Laien, die nicht verstehen und nicht verstehen wollen, und zugleich mit Stolz Theologen, die es wagen, ihre Gedanken zu denken und mit ihren Worten zu sprechen, aus einem einfältigen, geraden Herzen voll Freimut und Offenheit, weil wir hoffen, damit auch zu Herzen zu dringen. Darum steht in Wernles Buch in dem Abschnitt: „Jesus der Erlöser" auch ein Paragraph: „Erlösung von den Theologen". Darum ist aber auch das Buch mit einer rücksichtslosen Tapferkeit und Schärfe geschrieben, mit einer Kühnheit und Keckheit wie kein zweites theologisches Buch, das ich kenne — abgesehen von Lagardes Schriften, dem Wernle sichtlich viel verdankt. Wer darüber zürnen will, soll nie vergessen, daß wir Theologen zuerst an eine Erlösung von uns selbst denken, wenn wir von Erlösung von der Theologie sprechen.

Und warum wollen wir diese Erlösung von den Theologen, von uns selbst, soweit wir „theologisch" sind? Weil wir Religion wollen und wissen, daß Religion keine Kunstfertigkeit ist, kein Spielen mit geschichtlichen Formeln, sondern eine ungeheuer einfache, aber ungeheuer ernste Sache, und weil wir das Christentum in der höchsten Gefahr sehen unterzugehen. Denn es ist auf dem Wege, eine Religion der Bauern und der Frauen zu werden. Wenn eine Religion aber Paganismus, „Heidentum", und Frauenreligion wird, so ist sie verloren, wie die alten Kulte des römischen Reiches verloren waren, als sie es wurden. Wir aber wollen arbeiten, die Religion Jesu unsern gebildeten und im Leben ringenden und arbeitenden Männern zu geben oder wiederzugeben; wir wollen die „Verlorenen" der Kirche wieder gewinnen, nicht sie verdammen; wir wollen unserm Meister gleichen, der die 99 Guten und Gerechten „in der Wüste" lassen wollte, um den einen Verlorenen zu suchen. Darum wollen wir eine Erlösung von der Theologie, eine Laientheologie, wir wollen denken können in den Gedanken der andern, ihre Sehnsucht und ihren Ueberdruß empfinden können und ihnen helfen.

3. Die Theologie der Phrase

Wernles Buch wird viele Angriffe erfahren, auch von Nahestehenden; und er hat es durch manches übertriebene Wort leicht gemacht, ihn anzugreifen. So wird es nichts schaden, daß ich ihn kräftig in Schutz nehme, wenn ich auch nicht überall mit ihm übereinstimme, zumal deshalb nicht, weil er mir noch zu viel die Nöte des jungen Theologen an Jesus herangebracht und sich durch Jesus hat abnehmen lassen, anstatt mit den viel größeren und wahrhaft herzzerreißenden Nöten unsres Volks und seines ganzen Lebens zu ihm zu kommen.

Ein Vorwurf, den ich schon hier und da gehört habe, auch von befreundeter Seite, lautete so: „Die Theologie der Formeln mögt ihr los sein, dafür habt ihr die Theologie der Phrase."

Ohne Zweifel ist Wernle unter uns Theologen einer der besten Schriftsteller. Ich persönlich schätze seine Gabe darzustellen höher als seine Gabe zu forschen. Dazu hat er die Fähigkeit, geschickte Formeln und knappe Sätze zu finden, die oft ein überraschendes Licht auf die Dinge werfen. Aber ebenso zweifellos ist er wie jeder geistreiche Mensch von gewandter Darstellungsgabe in der Gefahr, den Dingen Gewalt anzuthun, zu grelle Lichter aufzusetzen und komplizierte Verhältnisse mit einem Schlagwort zu erledigen. Das sei gerne zugegeben. Dennoch: wer dies Buch die Theologie der Phrase nennt, thut dem Verfasser ein großes Unrecht an. Denn ganz abgesehen von den ausgezeichneten und soliden Kenntnissen, auf denen es ruht — gerade die Formulierung ist das Neue und Bedeutungsvolle an dem Werk, das Brechen mit allen Verhüllungen, das scharfe und tapfere Heraussagen alles klar und scharf Erkannten. Wie hat man sich immer bemüht, allgemeine modernisierte Formeln zu finden, die Alles erträglich machen sollten, indem sie Alles blaß und blutleer machten. Selbst der Messias und der Logos sollten für uns genießbar werden. Wernle sagt ganz einfach:

> So sind von Anfang an die Titel das Mißgeschick der neuen Religion. An den Titeln schleicht sich entweder das Alte oder das verkehrte Neue ein. Messias, Sohn Gottes, Menschensohn, wie schlecht paßt das im Grund Alles für Jesus! Was er war unter den Menschen, welches sein Beruf war von Gott für alle Zeit, das drückt keines dieser Worte auch nur von ferne aus. (S. 33)

Und es bedarf nur einer kurzen Ueberlegung, um zu finden, wie wahr dies Wort ist. Oder leidet nicht heute ganz besonders Jesus unter dem Christus? Man sieht aus diesem kühnen Worte, daß Wernles Buch durchaus nicht als ein rein historisches gefaßt werden darf. Das ist es keineswegs: es ist ein einziger Ruf zum Kampf, ein Ruf zum Kampf für das Evangelium gegen Alles, was im Laufe der Geschichte des Christentums sich wieder verdunkelnd und herabziehend an das Evangelium herangedrängt hat. Trotz gelegentlicher Polemik gegen Harnack ist also die praktische Tendenz bei Beiden ganz die gleiche; ihre Bücher sind auch von dieser praktischen Tendenz her zu begreifen, ebenso wie die Thatsache, daß Beide die zeitgeschichtlichen Formeln stark zurückdrängen gegenüber dem ewigen Gehalt des Evangeliums, und daß sie stark ihre persönlichen Urteile über Wert und Unwert des Geschehenen in die Darstellung einmischen. Nur ist Harnack der ältere, gereifte Mann, der im stillen Wehen des Geistes Jesu Gottes Herrschaft kommen sieht, während Wernle dem brausenden Sturmwind gleichen will, der Alles niederreißen soll, was nicht von Jesus zeugt.

Gut, man nenne diese Leidenschaft und ihren zugespitzten

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL

Ausdruck Theologie der Phrase. Aber dann soll man sich nicht verhehlen, daß diese Phrase eine Wirklichkeit werden will, und daß der, der die Phrase spricht, weiß oder wissen muß, daß ihn seine Kühnheit viel kosten kann.*) Wo das stille Wehen schon so wilde Geister erregt, da wird der Sturmwind nicht unbemerkt bleiben. Wer dieses Buch geschrieben hat, der weiß, daß über kurz oder lang der Kampf entbrennen wird, für den er all seine Tapferkeit und all sein Gottvertrauen bereit halten muß. Ein solches Buch ist eine Verheißung auf ein Leben voll Schmähung und Verkennung, voll Mißverstandenwerdens und Verachtung. Und wer ein solches Leben auf sich nehmen will, der muß stark und kühn, aber auch rein sein und nur das Höchste und Edelste wollen, was es auf Erden giebt: ein Jünger Jesu zu sein und ihm Jünger zu werben.

„Wer mich bekennt vor den Menschen . . .“, eine Phrase heute, wenn es in unsern Millionen-Kirchen klingt, einst keine Phrase, da es ein flüchtig gegangener Bauer und Zimmermann aus Nazareth zu einem Häuflein enthusiastischer Menschen sprach, die ihre ehrbare Hantierung um seinetwillen aufgegeben hatten, — ob auch eine Phrase für einen jungen Dozenten oder Kandidaten, der der heute durch politische Kombinationen mächtigen Richtung gegenüber sich zu Jesus zu bekennen wagt, der den Satz mit Ernst anzuwenden gedenkt: „Die Worte Jesu sind das Gericht über seine eigene Kirche bis auf die Gegenwart“?

4. Die Totengräber unsrer Kirche

Müßte man die Kirche der Gegenwart, soweit sie sich evangelisch nennt, beurteilen nach dem Tone, den die gewöhnlich mit Unrecht herrschend genannte Partei, die man richtiger die am lautesten schreiende und deshalb am meisten gehörte Partei in der preußischen Landeskirche nennen muß, anzuschlagen für gut findet, so wäre dies Gericht allerdings geradezu vernichtend. So viel diese Herren sich aber auch bemühen, glauben zu machen, sie seien die Kirche, und wenn auch das Kirchenregiment sich manchmal von ihnen einschüchtern lassen mag: sie sind nicht die Landeskirche, geschweige denn die Kirche Jesu. Sie haben in der Kirchlichen Wochenschrift**), im Reichsboten und in der Kreuzzeitung Wernles Buch, d. h. nach bekanntem Rezept nicht Wernles Buch, denn das haben sie, wie sie selbst naiv eingestehen, nicht gelesen, sondern Grafes Rezension desselben in der Theologischen Litteraturzeitung unter der als Nr. 4 gegebenen Ueberschrift besprochen und aus ihm eine Folgerung gezogen, recht in ihrem Geiste, der der Geist des Ketzerbüttels, nicht der Geist Jesu ist:

> Wenn die berufenen Lehrer der Theologie sich des Widerspruchs zwischen ihrer Thätigkeit und dem ihnen gewordenen Auftrage schlechterdings nicht mehr bewußt zu werden vermögen, so wird in der That Nichts übrig bleiben, als zu verlangen, daß ihnen dieser Unterschied *von außen her****) deutlich zum Bewußtsein gebracht werde.

Wir, die wir Nichts als Jesu Sache wollen, fürchten uns nicht vor dieser Drohung mit dem preußischen Oberkirchenrat und Kultusministerium, wissen auch, daß Jesu Worte in seiner Kirche nicht dadurch erdrückt werden können, daß es Leute giebt, die leider einige Jahrhunderte zu spät und in der falschen Kirche geboren sind. Also könnte man zu dieser Denunziation schweigen, wenn nicht zwei Sätze, die ihren Urheber in seiner ganzen Denkweise enthüllen, noch eine öffentliche „Brandmarkung“ verdienten. Der eine ist der an Grafe gerichtete Vorwurf, er habe aus „unseliger Kamaraderie“ geschrieben, was er geschrieben hat, und das wird ihm sogar noch zur Gerechtigkeit gerechnet. Diese Parteimenschen scheinen Jeden für Ihresgleichen zu halten. Grafe hat übrigens neben aller Anerkennung starke Worte des Tadels gegen Wernle gehabt, freilich solche Worte, wie man sie in wissenschaftlichen Aufsätzen gebraucht, während der Artikelschreiber eine „Brandmarkung“ verlangt. Das zweite niederträchtige Wort ist die Beleidigung unserer Eltern in dem schamlosen Satze:

> Und es offenbart sich nun von Jahr zu Jahr deutlicher, was schon vor Jahrzehnten vorausgesagt werden konnte: dem verwüstenden Einflusse des kläglichsten Rationalismus, dem unsere moderne Theologie in blinder Knechtschaft verfallen ist, hat wohl die erste Generation der modernen Theologen noch einen gewissen Widerstand entgegensetzen können, weil sie *von Hause aus* das Erbteil altgläubiger christlicher Frömmigkeit mitgebracht hatte; *bei der jüngeren Generation mußte die seichte Aufklärung in kecke Pietätlosigkeit und offene Irreligiosität umschlagen.*

Hätte dieser Satz nicht in dem Artikel gestanden, so hätte ich kein Wort gegen diesen geschrieben. Ich kann Viel ertragen. Aber unsere Eltern dürfen wir Jungen — und wir sind Alle hier beleidigt — uns nicht mit Schmutz bewerfen lassen von einem Herrn, dem das seine politischen Pläne gut und wünschenswert erscheinen lassen. Wir dürfen uns auch nicht stets für zu vornehm halten, diesem Gebahren entgegenzutreten, sonst meint man gar, wir fürchteten die Herren oder wüßten ihrer Dreistigkeit nicht zu entgegnen. Wenn sie nur uns beschimpfen, so wollen wir schweigen; aber unsere Eltern sollen ihnen unantastbar sein.

Wenden wir uns nun zu dem uns selbst gemachten Vorwurf. Darüber können wir ruhiger verhandeln. Wir „Jungen“ sollen also alle pietätlos und irreligiös sein. Ganz abgesehen davon, daß schon die Allgemeinheit dieses Satzes zeigt, wie genau es der Verfasser mit der Begründung seiner ungeheuerlichen Beleidigung nimmt, so frage ich mich vergeblich: „Giebt Wernles Buch dazu die geringste Veranlassung?“ *Aber Wernles Buch hat er ja nicht gelesen!* Also Grafes Rezension? Allerdings hat Grafe einige starke Sätze Wernles abdrucken lassen; aber er hat doch auch nicht vergessen, Stücke des Zusammenhangs dazu zu geben, die zeigen, in welchem Sinne jene schroffen Worte gemeint sind. *Das alles fehlt in dem Artikel der Kirchlichen Wochenschrift!* Wenn Herr Johannes Janssen derart mit Luther umspringt, so ist die Kirchliche Wochenschrift sofort bereit, ihn zu „brandmarken“; wenn sie es mit Wernle so macht, so ist das eine andere Sache.

In Wahrheit ist Wernles Buch ein frommes Buch. Freilich ein Buch, in dem rücksichtslose Kritik an Allem geübt wird, was nicht Evangelium Jesu ist, mag es bei Paulus, bei Johannes oder bei Jakobus stehen, den doch auch Luther schon nicht sehr zart behandelt hat. Aber aus welchem Grunde diese Kritik? Aus „Ehrfurcht vor dem, was wahrhaft Ehrfurcht verdient“, und aus Treue gegen das Gewissen. Mag diese Kritik hier und da pietätlos erscheinen und selbst sein, nicht aus Pietätlosigkeit ist sie so, sondern weil es sich um Jesus handelt. Ihn zu schützen vor Allem, womit man seine Gestalt später zugedeckt hat, ihn in leuchtender Klarheit unserm Geschlecht zu zeichnen, das war Wernles Anlaß zur „Pietätlosigkeit“. Zum Beweis *eine* Stelle, und zwar die allerpietätloseste, die auf das Palladium der evangelischen Kirche gerichtet scheint, wenn sie, so wie es in der Kirchlichen Wochenschrift geschieht, aus allem Zusammenhang gerissen wird:

> Wer, befreit von protestantischem Vorurteil, die Rechtfertigungslehre des Paulus betrachtet, muß sie eine seiner unglücklichsten Schöpfungen nennen.

Wie aber fährt Wernle fort?

> Schief ist das Wort rechtfertigen mit dem neuen Sinn, verwirrend die Stellung Gottes, der als Richter den Sünder für gerecht erklärt, schlimm die Hochschätzung des kirchlichen*) Glaubens als der beim Gericht entscheidenden That, willkürlich und künstlich der Beweis aus dem Alten Testament. Aber trotz alldem liegt verborgen unter der schlechten Form ein tiefsinniger, großer Gedanke: Gott unser Vater, der uns schenkt und giebt, ob wirs verdienen oder nicht verdienen, und wir Menschen, so wie wir sind, seine Kinder, die aus seiner Liebe leben sollen, dieser Gedanke zugleich bekräftigt und veranschaulicht durch die Thatsache der Erscheinung Jesu. Diesem Gedanken, *nicht seiner schlechten Form* sind allerdings wir Protestanten besondere Ehrfurcht schuldig. (S. 189 f.)

Ist das Pietätlosigkeit? Ist das Irreligiosität? Nein, es ist überall der Kampf für das Evangelium Jesu, hier gegenüber der *Form*, die ihm der Pharisäer Paulus mit seinen

*) Vorläufig ist nun dem Verfasser sein Buch ganz gut bekommen, er ist in Basel Professor geworden. In der Schweiz liegen die Dinge offenbar anders als in Deutschland. D H

**) 1901 Nr. 44 vom 1. November.

***) Alles Gesperrte ist von mir unterstrichen. H W

*) Hier ist z. B. einer der Punkte, wo ich stark von Wernle abweiche: der Paulinische Glaube ist nicht „kirchlich“. Aber das ist für *diesen* Streit gleichgiltig.

juristischen Begriffen gegeben hat, weiter gar Nichts. Ich kann Wernle, den ich in keiner Weise persönlich kenne, nicht ins Herz sehen; aber das meine ich aus seinem Buche herauszulesen, daß es ihm wie Manchem von uns ums Herz ist. Wir freuen uns, daß wir als Arbeiter im Dienste reiner, geschichtlicher Wissenschaft doch zugleich Jünger Jesu sind, daß wir gerade in der eifrigsten, kritischsten Forschung nur immer deutlicher und reiner sein Bild für uns und die Gemeinschaft, die sich nach ihm nennt, enthüllen. Und wir haben die Hoffnung, daß dieses Bild schließlich den Sieg über Alles davontragen wird, was jetzt unter seinem Namen gegen ihn kämpft, daß alle kirchenpolitischen Waffen der Finsternis dieses Bild nicht in seinem Sieg hindern werden. Wir haben auch dabei keine Angst für die Kirche. Die wahre Kirche, die er gegründet hat, stirbt nicht, selbst nicht an dem lauten, unheiligen Geschrei derer, die mit Vorliebe ihre Parteimeinung die „Kirche" nennen, obwohl das Gebahren dieser Leute mehr Menschen vom Glauben entfremdet haben mag als alle kritische Theologie zusammen. Jesu Kirche wird nicht untergehen, weil er nicht untergehen wird. Nein vielmehr: er ist wieder einmal im Kommen. Nicht nur in der organisierten Kirche, auch da, sondern auch draußen in Litteratur und Kunst, in der sozialen Arbeit und in der Wissenschaft, bei uns. Wer Ohren hat zu hören, der hört, daß wir in einer Adventszeit leben. Das ist unser Glaube, der Glaube der „Jungen". Darum fürchten wir auch eine „Brandmarkung" nicht, denn wir haben das Wort unseres Meisters: „Wenn sie den Hausherrn Beelzebub geheißen haben, wie viel mehr seine Hausgenossen! Fürchtet sie also nicht!"

Bonn — Heinrich Weinel

Tolstois Antwort an den heiligen Synod

In Nr. 14 des vorigen Jahrgangs haben wir die Urkunde abgedruckt, worin der russische heilige Synod die Exkommunikation Tolstois ausspricht. In Folgendem bringen wir Tolstois Antwort, zum Schluß einige Bemerkungen dazu.

1. Die Antwort

Ich hatte ursprünglich nicht die Absicht, auf die Verfügung des Synods gegen mich zu antworten. Ich habe aber infolge dieser Verfügung eine große Zahl von Briefen bekommen, deren Verfasser ich nicht kenne; die Einen schmähen mich, weil ich Etwas leugnen soll, das ich nicht leugne, die Andern beschwören mich, an Etwas zu glauben, an das ich zu glauben nicht aufgehört habe, noch Andere drücken mir ihre Uebereinstimmung mit meinen Anschauungen aus, die aber in Wirklichkeit wohl kaum vorhanden ist, und bekunden mir eine Sympathie, auf die ich kaum ein Anrecht habe. So habe ich mich denn entschlossen, sowohl auf die Verordnung selbst zu antworten und nachzuweisen, was in ihr ungerecht ist, als auch auf die Zuschriften meiner unbekannten Korrespondenten.

Die Verfügung des Synods hat als Ganzes viele Mängel. Sie ist ungesetzlich oder absichtlich zweideutig; sie ist willkürlich, unbegründet, unwahr und enthält überdies Verleumdung und Aufreizung zu schlechten Empfindungen und Handlungen.

Sie ist ungesetzlich oder absichtlich zweideutig — denn will sie eine Exkommunikation aus der Kirche sein, so genügt sie nicht den kirchlichen Grundsätzen, nach denen eine solche Exkommunikation ausgesprochen werden kann. Ist sie aber die Kundmachung dessen, daß Jemand, der nicht an die Kirche und ihre Dogmen glaubt, nicht zu ihr gehört, so sagt sie etwas Selbstverständliches, und eine solche Kundmachung kann nur den einen Zweck haben, als Exkommunikation zu erscheinen, ohne in Wirklichkeit eine zu sein; und das ist in der That auch geschehen, denn sie ist nicht anders aufgefaßt worden.

Sie ist willkürlich, denn sie beschuldigt mich allein des Unglaubens in all den Punkten, die ausdrücklich aufgeführt sind, während doch nicht nur viele, sondern fast alle gebildeten Menschen diesen Unglauben teilen und ihm in ihren Gesprächen, in ihrer Lektüre, in Flugschriften und Büchern immer wieder Ausdruck gegeben haben und Ausdruck geben.

Sie ist unbegründet, denn sie bezeichnet als die Hauptursache ihres Erscheinens die große Verbreitung meiner Irrlehre, die die Menschen verderben soll, während ich doch sehr wohl weiß, daß es kaum an hundert Menschen giebt, die meine Anschauung teilen, und daß die Verbreitung meiner Schriften über die Religion, dank der Zensur, so gering ist, daß der größte Teil der Menschen, die die Verfügung des Synods lasen, kaum einen Begriff von dem haben, was ich über Religion geschrieben habe — wie dies aus den Briefen hervorgeht, die mir zugegangen sind.

Sie enthält eine offenbare Unwahrheit, denn sie sagt, es seien von der Kirche Versuche gemacht worden, mich eines Besseren zu belehren, die jedoch nicht von Erfolg gekrönt waren. Nie hat irgend etwas Derartiges stattgefunden.

Sie charakterisiert sich als das, was in der Sprache der Rechtswissenschaft Verleumdung genannt wird, denn sie enthält bewußt falsche Behauptungen, die die Absicht verraten, mir zu schaden.

Sie ist endlich eine Aufreizung zu schlechten Empfindungen und Handlungen, denn sie hat, wie nicht anders zu erwarten war, in den Herzen ungebildeter und urteilsloser Menschen Erbitterung und Haß gegen mich erregt, die sogar die Androhung von Mord nicht scheuen und in den Briefen, die mir zugingen, ihren Ausdruck fanden: „Jetzt bist Du dem Bannfluch verfallen und gehst nach dem Tode zu ewigen Qualen ein. Krepieren wirst Du, wie ein Hund . . . Fluch über Dich, alter Teufel . . . sei verflucht!" schreibt der Eine. Ein Anderer macht der Regierung Vorwürfe, weil sie mich noch nicht in ein Kloster gesperrt hat, und pfropft seinen Brief mit Schimpfworten voll. Ein Dritter schreibt: „Wird Dich die Regierung nicht aus dem Wege räumen, so werden wir Dich selbst zum Schweigen bringen"; der Brief schließt mit Flüchen. „Ich werde schon Mittel finden — schreibt ein Vierter — um Dich Schweinekerl aus dem Wege zu räumen . . ." dann folgen unanständige Schimpfereien. Die Anzeichen der gleichen Erbitterung beobachtete ich manchmal, seit die Verfügung des Synods erschienen ist, wenn ich Menschen begegne. Am 25. Februar, gerade an dem Tage, wo der Beschluß veröffentlicht wurde, hörte ich, als ich über einen Platz ging, die Worte: „Das ist der Teufel in Menschengestalt!" Und hätte die Menge gerade aus anderen Elementen bestanden, wer weiß, ob ich nicht gelyncht worden wäre, wie vor Jahren ein Mann bei der Pantelämon-Kapelle.

Die Verfügung des Synods ist demnach als Ganzes sehr schlecht; daß es am Ende der Verfügung heißt, die Personen, die sie unterzeichnet haben, wollen beten, daß ich so werde wie sie, macht ihn nicht besser.

So ist die Verfügung als Ganzes; in Einzelheiten ist sie falsch in Folgendem. Es heißt in der Verfügung: „Ein weltbekannter Schriftsteller, Russe von Geburt, der Taufe und Erziehung nach rechtgläubig, Graf Tolstoi, hat in der Verblendung seines hoffärtigen Geistes sich frech erhoben gegen den Herrn und seinen Christ und gegen sein heiliges Erbe; er hat offenkundig vor aller Welt seine Mutter, die rechtgläubige Kirche, die ihn genährt und aufgezogen hat, abgeschworen."

Daß ich die Kirche, die sich selbst rechtgläubig nennt, abgeschworen habe, ist vollkommen richtig.

Aber nicht deshalb habe ich sie abgeschworen, weil ich mich gegen den Herrn erhoben hätte, im Gegenteil, nur deshalb, weil ich mit allen Kräften der Seele ihm zu dienen strebte. Ehe ich die Kirche abschwor und die Einheit mit der Nation, die mir unsagbar teuer war, habe ich, nachdem mir mancherlei Anzeichen Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Kirche geweckt hatten, viele Jahre darauf verwandt, theoretisch und praktisch die Lehre der Kirche zu erforschen: theoretisch, indem ich Alles über die Lehre der Kirche las, was ich nur lesen konnte, die dogmatische Theologie studierte und kritisch prüfte; praktisch, indem ich ein Jahr und darüber alle Vorschriften der Kirche streng befolgte, alle Fasten hielt und allen Kirchenandachten beiwohnte. Und ich kam zu der Ueberzeugung, daß die Lehre der Kirche theoretisch eine arglistige und schändliche Lüge sei, praktisch eine Summe von gröblichstem Aberglauben

und Taschenspielerkünsten, die den Sinn der christlichen Lehre vollständig unkenntlich macht.

So habe ich denn wirklich die Kirche abgeschworen, habe aufgehört ihre Zeremonien zu erfüllen und habe in meinem Testament für meine Angehörigen niedergeschrieben, sie möchten, wenn ich sterbe, keinem Diener der Kirche zu mir Zutritt geben und meinen toten Körper so schnell als möglich fortschaffen, ohne Beschwörungen und ohne Gebete, wie man es mit jeglichem abstoßenden und unnützen Dinge thut, damit es die Lebenden nicht störe.

Wenn es aber dort heißt, „ich hätte meine litterarische Thätigkeit und das Talent, das mir Gott verliehen hat, der Verbreitung von Irrlehren im Volke gewidmet, die Christo und der Kirche widersprechen" u. s. w., und „ich hätte in Schriften und Briefen, die ich sowohl wie meine Schüler über die ganze Welt, besonders aber über das ganze Gebiet des teuren Vaterlands verbreitet haben, mit dem Eifer des Fanatikers die Verachtung aller Dogmen der rechtgläubigen Kirche und des innersten Wesens des christlichen Glaubens gepredigt", so ist das unrichtig. Nie habe ich mich um die Verbreitung meiner Lehre gekümmert. Es ist wahr, für mich selbst habe ich in Schriften meine Auffassung der Lehre Christi ausgesprochen und habe diese Schriften vor den Menschen, die den Wunsch hatten, sie kennen zu lernen, nicht verborgen gehalten; selber aber habe ich sie nie drucken lassen; gesprochen aber habe ich mit Leuten über meine Auffassung der Lehre Christi nur dann, wenn sie mich danach gefragt haben. Solchen Leuten habe ich gesagt, was ich denke, und habe ihnen, wenn sie bei mir waren, meine Bücher gegeben.

Dann heißt es weiter, ich „verwerfe Gott, den in der heiligen Dreieinigkeit verehrten Schöpfer und Erhalter des Weltalls, ich leugne den Herrn Jesum Christum, den Gottmenschen, den Heiland und Erlöser der Welt, der um unser, der Menschen, willen und um unserer Erlösung willen gelitten hat und von den Toten auferstanden ist, ich leugne die unbefleckte Empfängnis bei der Menschwerdung Christi des Herrn und die Jungfrauenschaft der heiligen Gottesmutter vor und nach der Geburt." Daß ich die unfaßbare Dreieinigkeit, das Märchen von dem Fall des ersten Menschen, das für unsere Zeit gar keinen Sinn hat, die Geschichte von dem Gotte, der von einer Jungfrau geboren ist und das Menschengeschlecht erlöst hat, die einer Lästerung gleicht, verwerfe, das ist vollkommen richtig. Gott den Geist aber, Gott die Liebe, den einzigen Gott, den Urquell aller Dinge, den verwerfe ich keineswegs; vielmehr erkenne ich Nichts außer Gott als wirklich seiend an und sehe allen Sinn des Lebens nur in der Erfüllung von Gottes Willen, wie er in der christlichen Lehre seinen Ausdruck gefunden hat.

Ferner heißt es: „Er glaubt nicht an ein Leben nach dem Tode und an eine Vergeltung." Wenn unter dem Leben nach dem Tode das jüngste Gericht verstanden wird, die Hölle mit ihren ewigen Qualen und ihren Teufeln, das Paradies — die ewige Seligkeit —, so ist es vollkommen richtig, daß ich ein solches Leben nach dem Tode nicht anerkenne; aber von einem ewigen Leben und einer Vergeltung hier und überall, jetzt und immer, bin ich so fest überzeugt, daß ich, der ich nach meinen Jahren am Rande des Grabes stehe, mich oft überwinden muß, um nicht den leiblichen Tod, das heißt die Neugeburt zu einem andern Leben zu begehren; und ich glaube daran, daß jede gute That das wahre Glück meines ewigen Lebens vergrößert und jede schlechte That es vermindert.

Es heißt ferner, daß ich alle Sakramente leugne — das ist vollständig richtig. Ich halte alle Sakramente für niederträchtige, rohe Taschenspielerkünste, die der Lehre von Gott und der christlichen Lehre unangemessen sind, überdies für eine Verletzung der ausdrücklichsten Weisungen des Evangeliums. In der Taufe der Kinder sehe ich eine offenkundige Verdrehung des ganzen Sinnes, den die Taufe haben konnte für die Erwachsenen, die bewußt das Christentum annahmen; in der Vollziehung des Sakraments der Ehe an Menschen, von denen man weiß, daß sie sich vorher vereinigt haben, und in der Billigung der Scheidung, wie in der Einsegnung der Ehe Geschiedener sehe ich eine ausdrückliche Verletzung des Sinnes wie des Buchstabens der Lehre des Evangeliums.

In der periodischen Vergebung der Sünden bei der Beichte sehe ich einen schädlichen Betrug, der nur die Unsittlichkeit fördert und die Furcht vor der Versündigung vernichtet. In der letzten Oelung wie in der Firmung sehe ich rohe Taschenspielerkünste, ebenso in der Verehrung der Heiligenbilder und der Reliquien, wie überhaupt in all den Zeremonien, Gebeten, Beschwörungen, von denen das Kirchenbuch wimmelt. Im Abendmahl sehe ich eine Vergötterung des Fleisches und eine Verdrehung der Christlichen Lehre. In der Ausübung der Priesterschaft sehe ich, außer der offenkundigen Vorbereitung zum Betrug, eine ausdrückliche Verletzung der Worte Christi, der ausdrücklich verbietet, irgend Jemanden Lehrer, Vater, Meister zu nennen (Matth. 23, 8—10).

Endlich heißt es, und das soll den äußersten und höchsten Grad meiner Schuld bezeichnen, ich „überhäufe die heiligsten Gegenstände des Glaubens mit Schmähungen, ich hätte mich nicht gescheut, das allerheiligste Sakrament, das heilige Abendmahl, zu verspotten." Daß ich mich nicht gescheut habe, einfach und objektiv zu schildern, was der Priester thut zur Vorbereitung dieses sogenannten Sakraments, das ist vollständig richtig; daß aber das sogenannte Sakrament etwas Heiliges, und daß die einfache Schilderung, wie es ausgeführt wird, eine Lästerung sei, das ist vollkommen unrichtig. Nicht darin liegt eine Lästerung, daß man eine Wand Wand nennt und nicht Ikonostas und eine Schale Schale nennt und nicht Poter (Kelch) und dergleichen mehr — die schrecklichste, unaufhörliche, empörende Lästerung besteht vielmehr darin, daß Menschen unter Anwendung aller möglichen Mittel des Betrugs und der Hypnose den Kindern und dem einfältigen Volke beibringen, daß, wenn man auf eine bestimmte Art und unter Anwendung bestimmter Worte Stückchen Brod schneidet und sie in den Wein legt, in diese Stückchen Gott eingeht; daß ein Lebender, in dessen Namen man ein Stückchen herausnimmt, gesund wird, ein Toter, in dessen Namen man ein solches Stückchen herausnimmt, im Jenseit größere Seligkeit hat, und in Jemanden, der ein solches Stückchen ißt, Gott selbst eingeht.

Das ist schrecklich!

Wie man auch die Persönlichkeit Christi auffassen mag, seine Lehre, die das Uebel der Welt vernichtet, die so einfach, so leicht, so unzweifelhaft den Menschen das Glück giebt, wenn sie sie nur nicht verdrehen — diese Lehre ist ganz verhüllt, ganz umgewandelt in einen rohen Hokuspokus von Waschungen, Oelungen, Körperbewegungen, Beschwörungen, Verschlucken von Brotstücken und dergleichen mehr, so daß von der Lehre Nichts mehr übrig geblieben ist. Und wenn irgend einmal irgend Jemand den Versuch macht, den Menschen in Erinnerung zu rufen, daß die Lehre Christi nicht in diesen Taschenspielerkünsten besteht, nicht in Gebeten, Messen, Lichtern, Heiligenbildern, sondern darin, daß die Menschen einander lieben, Böses nicht mit Bösem vergelten, nicht richten, ihre Nebenmenschen nicht töten sollen, gleich wird die Entrüstung derjenigen laut, denen dieser Betrug Gewinn bringt; und diese Menschen verkünden aller Welt mit beispielloser Frechheit in Kirchen, drucken in Büchern, Zeitungen, Katechismen, Christus habe nie verboten, zu schwören (zu eiden), habe nie verboten, zu töten (hinzurichten, Krieg zu führen), die Lehre vom Nichtwiderstreben sei mit satanischer List von den Feinden Christi ersonnen.

Schrecklich ist vor allem, daß die Menschen, denen das Gewinn bringt, nicht bloß die Erwachsenen betrügen, sondern da sie die Macht dazu haben, auch die Kinder, eben die Kinder, von denen Christus gesagt hat: Wehe dem, der sie betrügt. Schrecklich ist, daß diese Menschen um ihrer kleinlichen Vorteile willen ein so schreckliches Uebel schaffen, indem sie den Menschen die Wahrheit verbergen, die Christus offenbart hat und die ein Glück giebt, das noch nicht aufgewogen wird von dem Tausendfachen der Vorteile, die sie dadurch haben. Sie handeln wie der Räuber, der eine ganze Familie, fünf bis sechs Menschen, totschlägt, um eine alte Jacke im Werte eines halben Thalers zu erbeuten. Gern hätten sie ihm den ganzen Anzug und all ihr Geld hergegeben, wenn er sie nur nicht getötet hätte.

Aber er kann nicht anders handeln. Ganz so geht es den Betrügern von Religionswegen. Man könnte sie zehnmal besser, man könnte sie im größten Luxus erhalten, wenn sie nur die Menschen nicht zu Grunde richten wollten mit ihrem Betrug. Aber sie können nicht anders handeln. Und das ist das Schreckliche. Darum ist es nicht bloß erlaubt, sondern geboten, ihren Betrug aufzudecken. Wenn es etwas Heiliges giebt, so ist es gewiß nicht das, was sie ein Sakrament nennen, sondern gerade diese Verpflichtung, ihren religiösen Betrug aufzudecken, wenn man ihn erkannt hat.

Wenn der Tschuwasche seinen Götzen mit Rahm bestreicht oder ihn peitscht, bin ich im stande, seine Glaubensanschauungen zu schonen und gleichgiltig vorüberzugehen; er thut das im Namen eines mir fremden Aberglaubens und rührt nicht an Etwas, das mir heilig ist. Wenn aber die Menschen mit ihrem barbarischen Aberglauben, so viel ihrer auch seien, so alt ihr Aberglaube auch sei und so mächtig sie auch seien, im Namen des Gottes, durch den ich lebe, und der Lehre Christi, die mir das Leben gegeben hat und es allen Menschen geben kann, die roheste Taschenspielerkunst predigen, so kann ich das nicht ruhig mitansehen. Und wenn ich das, was sie thun, mit dem rechten Namen nenne, so handle ich nur, wie ich zu handeln gezwungen bin, wenn ich an Gott und die christliche Lehre glaube. Wenn sie aber die Enthüllung ihres Betrugs Lästerung nennen, so beweist das nur die Stärke ihres Betrugs und müßte nur dazu beitragen, die Anstrengungen der Menschen, die an Gott und an die Lehre Christi glauben, zu steigern, um diesen Betrug, der den Menschen den wahren Gott verhüllt, zu vernichten.

Von Christus, der die Rinder, die Schafe und die Händler aus dem Tempel vertrieb, hätten sie sagen müssen: er lästert.

Wenn er jetzt erschiene und sähe, was in seinem Namen in der Kirche geschieht, er würde mit noch größerem und berechtigtem Zorn sicherlich all diese entsetzlichen heiligen Tücher und Lanzen und Kreuze und Kelche und Lichter und Bilder hinauswerfen und all die Dinge, durch die sie bei ihrem Hokuspokus den Menschen Gott und seine Lehre verhüllen.

So steht es mit dem, was falsch und was richtig ist in der Synodalverfügung gegen mich. Ich glaube wirklich nicht an das, an das sie zu glauben vorgeben. Aber ich glaube an Vieles, wovon sie den Menschen einreden möchten, daß ich es nicht glaube.

Ich glaube an Folgendes: Ich glaube an Gott, der mir der Geist, die Liebe, der Urquell aller Dinge ist. Ich glaube, daß er in mir ist und daß ich in ihm bin. Ich glaube, daß der Wille Gottes nirgends klarer, deutlicher ausgedrückt ist als in der Lehre des Menschen Christus. Wer diesen als Gott auffaßt und zu ihm betet, begeht nach meiner Meinung die größte Lästerung. Ich glaube, daß das wahre Glück des Menschen in der Erfüllung von Gottes Willen besteht. Sein Wille aber ist, daß der Mensch den Nebenmenschen liebe und darum gegen den Nebenmenschen so handle, wie er wünscht, daß gegen ihn gehandelt werde; so heißt es auch im Evangelium, darin besteht das ganze Gesetz und die Propheten. Ich glaube, der Sinn des Lebens jedes Menschen besteht daher nur darin, in sich die Liebe zu vermehren; diese Vermehrung der Liebe führt den einzelnen Menschen in diesem Leben zu immer größerem und größerem Glück, giebt nach dem Tode eine um so größere Glückseligkeit, je mehr Liebe dem Menschen innewohnt, und trägt mehr als irgend etwas Anderes dazu bei, das Reich Gottes auf Erden, das heißt eine solche Form des Zusammenlebens zu begründen, bei der die Zwietracht, der Betrug und die Gewalt, die jetzt herrschen, durch zwanglose Eintracht, Wahrheit und Brüderlichkeit aller Menschen ersetzt wird. Ich glaube, daß es nur ein Mittel giebt, um in der Liebe fortzuschreiten: das Gebet — nicht das Gebet der Gemeinschaft in den Gotteshäusern, das Christus ausdrücklich verworfen hat (Matth. 6, 5—13), sondern das Gebet, für das uns Christus selbst ein Muster gegeben hat: das einsame, dessen Wesen es ist, in unserem Bewußtsein den Sinn unseres Lebens und unsere Abhängigkeit von Gottes Willen wiederherzustellen und zu befestigen.

Diese meine Glaubensanschauungen mögen den Einen oder den Anderen beleidigen, kränken oder beunruhigen, hie oder da stören oder mißfallen — ich vermag sie ebenso wenig zu ändern wie meinen Körper. Ich muß für mich allein leben, auch allein für mich sterben (und das sehr bald), ich kann daher um keinen Preis anders glauben, als ich glaube, indem ich mich bereite, zu dem Gott zurückzukehren, von dem ich ausgegangen bin. Ich glaube nicht daran, daß mein Glaube der unzweifelhaft wahre für alle Zeiten sei, aber ich sehe keinen anderen, der einfacher und klarer ist und allen Bedürfnissen meines Geistes und meines Herzens mehr entspricht; wenn ich einen solchen kennen lerne, so nehme ich ihn sofort an, denn Gott braucht Nichts so sehr als Wahrheit. Zurückkehren jedoch zu dem Glauben, von dem ich unter solchen Leiden mich eben erst befreit habe, kann ich um keinen Preis mehr; wie der Vogel in den Lüften nicht mehr zurück kann in die Eierschale, aus der er hervorgekrochen ist.

„Wer damit beginnt, das Christentum mehr als die Wahrheit zu lieben, wird sehr bald seine Kirche oder seine Sekte mehr lieben als das Christentum und wird schließlich dahin kommen, sich selbst (seine Ruhe) mehr zu lieben als Alles in der Welt“, hat Coleridge gesagt.

Ich bin den umgekehrten Weg gegangen. Ich habe damit begonnen, meinen orthodoxen Glauben mehr zu lieben als meine Ruhe, dann habe ich das Christentum mehr geliebt als meine Kirche, jetzt aber liebe ich die Wahrheit mehr als Alles in der Welt. Und daher fällt die Wahrheit für mich zusammen mit dem Christentum, wie ich es verstehe. Und ich bekenne dieses Christentum; und in dem Maße, in dem ich es bekenne, lebe ich in Frieden und Freuden und gehe in Frieden und Freuden dem Tode entgegen.

Moskau den 4. April 1901

2. Einige Randbemerkungen

Diese Antwort Tolstois auf seine Exkommunikation ist ein Dokument, das der Litteraturgeschichte, der Geistesgeschichte und ganz besonders der Kirchengeschichte angehört. Jeder Gebildete und voran jeder gebildete Christ soll es kennen.

Der Inhalt ist zu verstehen und recht zu würdigen allein auf dem Hintergrunde der christlichen Kirche des Orients, näher der russischen Kirche, an deren oberste Behörde und Vertretung sich das Schreiben richtet.

Mehr als bisher je dargestellt wurde, ist Tolstoi ein Kind dieser Kirche. Wiederholt schon baten wir den ausgezeichneten Kenner orientalischen Kirchentums, D. Kattenbusch in Gießen, unsern Lesern den Dienst zu thun und diesen Zusammenhang aufzudecken: vielleicht hilft der öffentliche Appell.*)

Aber die Mutter hat ihr Kind verloren, und erst recht das Kind seine Mutter. Es war Tolstoi nicht vergönnt zu sterben, ohne daß es zum öffentlichen Skandalon kam. Und ob er meinte mit dieser Kirche längst fertig zu sein, die Erregung über ihren Fluch zittert, als ein rein Menschliches, durch seine Antwort. Zuweilen ists, als hätte Tolstoi sein Allerheiligstes vergessen, das er der Lehre Christi entnahm: nicht zu widerstehen dem Uebel. Er redet von „Lästerung“, als er auf die Gottheit Christi zu reden kommt, gerade wie einst Arianer und Nicäner, beide in gleichem Eifer für den Einen Gott, sich gegenseitig Lästerung vorgeworfen haben. Gerade wie wenn er selber einer von den Theologen und Kirchenleuten wäre, die ihn exkommunizierten. Und doch zu wenig Theologe, das ist Wissender von der Geschichte der Kirche und des Dogmas, um sich bewußt zu sein, welche unermeßliche Summe reiner und wahrhafter Frömmigkeit im Laufe der Jahrhunderte in die Lehre von der Gottheit Christi niedergelegt worden ist! Er schilt auf die Sakramente — und wie trifft er da den Kern des griechisch-russischen

*) Vgl. Kattenbusch, Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde. Band 1. Freiburg, Mohr 1892. S. 74—555: Die orthodoxe anatolische Kirche. Aus diesem Buche wird meines Erachtens viel zu wenig gelernt, auch von Nichttheologen.

Kirchenwesens und -Unwesens! „Taschenspielerkünste" zwar halte ich für eine schiefe Uebersetzung;*) sollte er nicht von Zauber und Zauberkünsten geredet haben, weniger den Wert legend auf die Thatsache oder Annahme, daß der Priester absichtlich betrügt, als auf die Thatsache, daß das Volk betrogen ist durch eine falsche, ihm anerzogene Vorstellung von geheimnisvollem Zauber, der sich in dem mystischen Handeln des Priesters abspielt. Aber wie dem auch sei, welcher Protestant empfindet hier nicht mit Tolstoi! Mag noch so viel Tiefes in dem ganzen Mysterienkultus der orientalischen Kirchen gewesen sein: heute ist er vornehmlich der fette Nährboden des Aberglaubens, der Veräußerlichung, des religiösen Stumpfsinns geworden.

Endlich. Gewiß, Tolstois Evangelium ist nicht das unsre. Er hat, freigeworden von den Fesseln seiner Kirche, sich sein eigenes Verständnis des Evangeliums errungen, und was er da bietet, mutet uns zum Teil wie ein recht willkürlicher und eigensinniger Ausschnitt aus dem Evangelium Jesu an. Aber er hat uns doch den Ernst zur Befolgung der Bergpredigt mächtig gestärkt und gegen furchtbare, von der Kirche gehegte Vorurteile mit Einsetzung seiner ganzen Kraft den Kampf aufgenommen. Er ist im Grunde eine positive Natur. Die wahre Kirche exkommuniziert solche Geister nicht. Sie kann und darf es nicht. Und so hört der evangelische Leser auch aus der obigen Antwort vornehmlich das Bekenntnis heraus: „Im Namen Gottes, durch den ich lebe, und der Lehre Christi, die mir das Leben gegeben hat — liebe ich die Wahrheit mehr als Alles in der Welt." R

*) Wir gaben den Text nach Tolstoi, Der Sinn des Lebens. Autorisierte Uebersetzung von Raphael Löwenfeld. Leipzig, Diederichs 1901. 1 Mk.

Einige Beiträge zur Frauenfrage

3

Heft 9 der Freien kirchlich-sozialen Konferenz enthält die Referate von Fräulein Dr. med. Tiburtius, praktischer Aerztin in Berlin, und von Herrn Dr. med. Zacke, praktischem Arzt in Berlin, über: Bildung der Aerztinnen in eigenen Anstalten oder auf der Universität? aus dem Jahr 1900. Wer sich für die Frage des medizinischen Frauenstudiums interessiert, sollte „sie hören beede". Als Gesinnungsgenossin von Fräulein Dr. Tiburtius vermeide ich eine Beurteilung, damit mir kein ungerechtes Wort entschlüpft. Dr. Zacke, der ehrlich und schlicht seine Meinung sagt und nicht hohe Worte von „Blütenstaub anmutiger Weiblichkeit" macht, wo es sich um „Konkurrenzkampf" handelt, hält die Frau für wissenschaftlich minderwertig und will sie darum nicht wissenschaftlich gleichberechtigt neben sich sehen. Er fürchtet für die geistige Höhe und Vornehmheit unserer deutschen Hochschulen, die bis jetzt einen ausgesprochen männlichen Charakter haben. Er fürchtet für das Glück der Medizin studierenden Frauen, wenn sie notwendig zum wissenschaftlichen Proletariat hinabsinken, und wünscht dagegen Arztgehilfinnen, deren Amt für sie selbst, die männlichen Aerzte und die menschliche Gesellschaft Segen bringen müßte. Fräulein Dr. Tiburtius hebt hervor, daß die Frau Mensch ist, der das volle Recht verlangt, alle seine Kräfte entfalten zu können. Sie stützt sich dabei auf Aussprüche großer Männer, z. B. Schleiermachers in seinen „Ideen zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen"; wo das zehnte Gebot lautet: „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre." Sie stützt ihre Forderung vor allem auf ihre eigne reiche Erfahrung und verlangt, daß das Urteil über das medizinische Frauenstudium nicht auf theoretische Deduktionen aufgebaut werde, sondern fordert die Gelegenheit für die Frauen, Erfahrungsmaterial zu sammeln. Besonders freut mich an ihr, daß sie nicht ängstlich nach dem schwachen Beweis für die Notwendigkeit weiblicher Aerzte greift: sie seien den kranken Frauen nötig.

In der Diskussion platzen die beiden Gegner scharf aufeinander. Im übrigen werden alle die Vermittelungsvorschläge wieder aufgefahren, die man den Frauen reicht, wie dem Kinde den Lutschbeutel statt der Mutterbrust: Frauenakademie, Duldung statt Berechtigung, Arztgehilfinnenwesen &c.

Reichlich eben so scharf ist die Kontroverse zwischen der bekannten Vorkämpferin für Frauenrechte, Frau Gnauck-Kühne, und Pater Rösler in der Kölnischen Volkszeitung, Nr. 35, 115, 186 und 256. Den Gegenstand und fast den Inhalt des Streites sehen wir an den Titeln der Aufsätze. Frau Gnauck: Unterordnung oder Einordnung? Pater Rösler: Einordnung durch Unterordnung; Frau Gnauck: Einordnung, nicht Unterordnung; Pater Rösler: Nochmals Einordnung durch Unterordnung. Nämlich Einordnung der Frau in die Gesellschaft, Unterordnung der Frau unter den Mann, was Frau Gnauck für die Gattung und für jedes andere persönliche Verhältnis ablehnt, nur für die Ehe anerkennt; während Pater Rösler nach der Natur und nach Gotteswort die Unterordnung der Frau als solcher unter den Mann für ihre richtige Einordnung in die Gesellschaft erklärt. Ein Teil des gegenseitigen Beweismaterials — Priesterwürde und Stellung der heiligen Jungfrau — hat für uns Protestanten keine Zugkraft; aber wir haben zwei geistreiche und bedeutende Gegner vor uns. In der Sache stehe ich natürlich ganz auf Frau Gnaucks Seite, aber, so leid mir das thut, in der Form des Kampfes muß ich mich auf Pater Röslers Seite stellen. Frau Gnauck greift Pater Röslers Artikel „Weib" im Freiburger Kirchenlexikon, Band 12, 2. Auflage, an, worin der Pater, der sich bekanntlich sehr für die Frauenfrage interessiert, folgende Begriffsbestimmung gegeben hat: „Weib bezeichnet die eigentümliche Seinsweise der Menschennatur, welche in Unterordnung vereint mit dem Manne bestimmt ist, das Menschengeschlecht darzustellen und zu entwickeln." Diese „soziale Unterordnung des Weibes" wirkt alarmierend auf die tapfere Kämpferin für Befreiung des Weibes, und sie ruft Gott und Menschen zum Zeugnis herbei für die Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Frau in der menschlichen Gesellschaft. Sie sucht ihren Gegner ad absurdum zu führen, indem sie die Konsequenzen seiner These weiter zieht, um endlich zu Schlüssen zu kommen, über die Niemand erstaunter ist als Pater Rösler selber. Sie schließt aus „sozialer Unterordnung" sofort auf „persönliche Minderwertigkeit", an die Pater Rösler nicht gedacht hat und auch logischer Weise nicht zu denken brauchte; er hat diesen Schritt weiter auf seiner Bahn eben nicht gemacht. Sie stellt dem Apostolat, dem priesterlichen Lehrrecht des Mannes das Apostolat der Mütterlichkeit; der Schutzkampfpflicht des Mannes, der Ritterschaft, die Mutterschaft der Frau gegenüber und muß sich dann sagen lassen, daß sie inkommensurable Größen in Vergleich bringt.

Schade! Frau Gnauck kennt so gut das Wesen edelster Mütterlichkeit, sie selbst ist ein so deutlicher Beweis dafür, daß die Frau nicht „minderwertig" ist, daß gerade sie die rechte Kämpferin für „Einordnung" gewesen wäre.

Beide Gegner stehen nicht so recht Auge in Auge, sondern beide suchen nach ungeschützten Stellen an der Rüstung des Feindes, Frau Gnauck in der Erregung eines Muttervogels vor dem Habicht, Pater Rösler in der Ruhe des dialektisch sattelfesten Dieners der alleinseligmachenden Kirche. Vor allem hatte sich aber Frau Gnauck dadurch eine unmögliche Aufgabe gestellt, daß sie hoffte, Pater Rösler durch Abstraktionen überzeugen zu können. Seine Anschauungen ruhen auf dem Boden des Glaubens und sind durchaus einheitlich und geschlossen. Mit Logik kann man darum nicht einbrechen wollen, weil es diesem Gegner an Logik nicht fehlt. Ihm gegenüber ist die einzige etwa mögliche Waffe, den Thatsachenbeweis zu erbringen, daß die modernen Ideale das Weib nicht der göttlichen Ordnung entziehen wollen, sondern daß wir danach ringen, das getrübte Bild Gottes in dem flach und darum schwach gewordenen Weibe wieder heller und kraftvoller glänzen zu machen.

Wollten aber die Gegner der neuen Frauenentwickelung diese Niederlage Frau Gnaucks — andere Kritiker schreiben ihr ja vielleicht auch den Sieg zu — gegen unsere Sache ausnutzen, so möchte ich noch ein Wörtchen mit ihnen reden. Daß

wir Frauen anders, unruhvoller kämpfen als der Mann, liegt weniger in unsern Naturanlagen als in den Verhältnissen. Der Mann, in sicherer Position, braucht sich in diesem Kampf überhaupt nicht groß aufzuregen; er kämpft nicht um seine Existenz, sondern höchstens um ein Mehr oder Minder seiner Behaglichkeit. Für die meisten Männer ist es ein rein theoretisches Wortturnier. Wir Frauen ringen hier um die Grundfesten unsers Daseins; aus jeder kleinen Wunde strömt gleich Herzblut, und darum rafft dieser Kampf uns so viel Kraft dahin. Der Unterschied der Kampfstellung, der Chancen und Folgen von Sieg oder Niederlage ist sehr groß für die Geschlechter. Wären die Männer die Notleidenden, die sich in ihre Leere neue Werte, in ihr Lebensschiff neuen Ballast erkämpfen müßten: Hand aufs Herz! sie würden ebenso nervös Kraft und Mark schnell verzehren in dem elementaren Existenzkampf, wo einem die Wellen über dem Kopf zusammenschlagen.

Ein Zweites darf der gerechte Beurteiler nicht aus dem Auge verlieren. Der Mann hat hinter sich seinen festen, segensvollen Beruf, seinen geordneten Pflichtenkreis, sein herzstärkendes Familienglück, wenn er in den Feierstunden ausreitet zum lustigen Kampf gegen die „Frauenrechtlerin". Warum sollte er dabei die objektive Ruhe verlieren? Wir Frauen wurden in den Kampf getrieben durch den Mangel an Lebensinhalt, oft ohne Beruf aus saft- und kraftlosem Schmarotzerdasein heraus. Wir haben keine sichere Mauer hinter uns, Feinde hinten und vorn: kann man da nicht leicht schwindlig werden? Die fehlende Familie können wir noch leichter durch andere Werte ersetzen als den Beruf, der wie nichts Anderes Lebens- und Nervenrückhalt giebt; ich stehe nicht an, Familie und Beruf als die Vorratskammer der gesunden Kraft zu bezeichnen. Wer die Welt aus den Angeln heben will, muß einen festen Punkt haben, auf dem er sicher steht — der fehlt den meisten kämpfenden Frauen. Die Beobachtung der weiblichen Kampfesart ist also vorläufig ein ungerechter Maßstab für die physische und geistige Nervenkraft der Frau, seine Anwendung zeigt eine wenig vornehm auftretende Verwechselung von Wirkung natürlicher Anlage und Wirkung gewordener Verhältnisse.

Wir Frauen aber lernen daraus, daß wir sehr vorsichtig sein müssen, uns auf dialektische Klopffechtereien, auf theoretische Auseinandersetzungen mit unsern Gegnern einzulassen, an deren festen Mauern wir uns leicht die Köpfe einrennen, wenn wir ihnen nicht auch mit der Macht der Thatsachen imponieren können. „Der Weiber Wandel" wird immer das beste Ueberzeugungsmittel sein, und überhaupt werden wir nur die Männer auf unsere Seite kriegen, die sich gern überzeugen lassen wollen, weil sie ihr eignes Gefühl schon überzeugt hat. Ich wende mich darum praktischen Frauenschriften zu.

Marie Martin

Verschiedenes

Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus von Professor D. Carl Mirbt. Zweite, verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. XXII, 482. Tübingen Mohr 1901. 7,50, geb. 8,50 Mk.

Auf die 1895 erschienene erste Auflage dieses trefflichen Werkes haben wir s. Zt. unsere Leser nachdrücklich hingewiesen (Christliche Welt 1895, Sp. 943). Es ist höchst erfreulich, daß nach verhältnismäßig kurzer Zeit eine neue Auflage hat veranstaltet werden können, und daß dieser Erfolg Verfasser und Verleger ermutigen konnte, den ursprünglichen Plan ganz erheblich zu erweitern. Wir erhalten nunmehr eine Quellensammlung zur Geschichte des römischen Katholizismus überhaupt, der Niemand, auch nicht der Katholik, die Anerkennung wird versagen dürfen, daß sie mit völliger Objektivität und in rein belehrender Absicht ein vielfach schwer zugängliches, reiches Material in übersichtlicher Zusammenstellung darbietet. Der Umfang ist von 288 auf 482 S., die Zahl der aufgenommenen Dokumente von 155 auf 506 vermehrt worden. Dabei wurde die neueste Zeit gebührend berücksichtigt, insbesondere Leos XIII. kathedrale Aeußerungen. Daß das sogenannte, inzwischen freilich vielfach ergänzte „Testament Leos", die Enzyklika Praeclara vom 20. Juni 1894, in der neuen Auflage weggefallen ist, bedauern wir. Aber Niemand kann die Schwierigkeiten einer solchen Auswahl so gut ermessen wie Derjenige, der sie veranstaltet, und es mag Mirbt schwer genug geworden sein, noch manches andere Dokument nicht aufnehmen zu können, weil sonst die Sammlung ins Ungemessene angeschwollen wäre. Für eine dritte Auflage möchten wir die Aufnahme der Inquisitionsbulle Pauls III. von 1542 und des Hirtenbriefes Gregors XVI. von 1832 wenigstens in Vorschlag bringen. Zumal der letztere ist ein mit gutem Grunde viel genanntes und benutztes Schriftstück. Sehr willkommen sind die Beilagen, ausgewählte Dokumente aus der neueren deutschen Gesetzgebung, zum Altkatholizismus, zur Los von Rom-Bewegung in Oesterreich, zur Reformbewegung innerhalb des römisch-katholischen Klerus in Frankreich, aus jesuitischen Moralisten, aus dem Pontificale Romanum und dem Rituale Romanum, aus dem Breviarium Romanum. Das schon der ersten Auflage beigegebene Verzeichnis der Päpste wird jetzt in doppelter Gestalt geboten, einmal nach den Angaben des offiziellen Staatsbuches der Kurie (la Gerarchia Cattolica von 1901), sodann nach den Aufstellungen von Professor Funk im Katholischen Kirchenlexikon. Ein Vergleich ist von Interesse. Für den billigen Preis des gut ausgestatteten Buches gebührt dem Verleger der Dank der hoffentlich recht zahlreichen Käufer.

G Krüger

Die Sozialdemokratie die lachende Erbin des südafrikanischen Krieges. Von Hermann Köhler. Leipzig, Hinrichs 1901. 30 S. 80 Pf.

Der Verfasser des bekannten Buches „Sozialistische Irrlehren von der Entstehung des Christentums und ihre Widerlegung" sucht in seiner neuesten, mit warmem Herzen geschriebenen Broschüre nachzuweisen, daß das zweijährige Zuschauen bei den Greueln des Burenkriegs und ebenso die daraus entspringende Sehnsucht nach Neugestaltung der politischen Verhältnisse, die solche Greuel ermöglichen, der Agitation der Sozialdemokratie die denkbar wirksamsten Stoffe darbietet, und zwar gleichviel, ob sie je nach den beiden Strömungen, die heute in ihr sich finden, als Verteidigerin der Sittlichkeit und Religion gegen die unmoralische und unchristliche Politik auftritt, oder, ob sie die Bibeln verteilenden und Burenkinder mordenden Engländer und den frommen Bücher schreibenden und frech lügenden Balfour verspottet. Mit bitterer Ironie skizziert Köhler die Agitationsreden, die die Sozialdemokraten halten werden, und verlangt gebieterisch die Lösung des Widerspruchs, der zwischen dem Gewissen der Völker und der Politik ihrer Regierungen besteht.

M Ch

Die Mobilmachung des Christentums gegen den Krieg von O. Kellermann. Aus dem Französischen übersetzt von O. Umfrid. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1902. 83 S. 1 Mk.

Die von Köhler geforderte Lösung des Widerspruchs versucht Kellermann zu geben, aber freilich von einem Standpunkt aus, auf den wohl nicht Viele sich stellen können. Er geht aus von der vollkommenen Inspiration der Bibel und nimmt an, daß in der Urzeit zwischen Kain und Noah nur einzelne Mordthaten vorgekommen seien, die durch die allgemeine Verwerfung bestraft wurden, und daß in Zukunft sogar die babylonische Sprachenverwirrung wieder aufgehoben werde. Das biblische Gebot „Du sollst nicht töten" ist die einzige, aber völlig ausreichende Richtschnur auf unserem Gebiet. Im Alten Testament ließ Gott gewisse Ausnahmen zu, aber schon damals war das Ideal, daß Jehovah sein Volk „durch übernatürliche oder fast kindliche Mittel befreite". Im Neuen Testament vollends ist das Gebot ausnahmslos aufgestellt: Todesstrafe und Kriegführung sind also nichts Andres als Mord. Askese und Glaubensverfolgung, diese zwei Merkmale des Katholizismus, sind beide gewissermaßen Uebertretungen dieses Gebotes: die Einen hoffen den ewigen Ruhm durch Verstümmelung des eigenen Leibes, die Andern durch Erwürgung ihrer Nebenmenschen zu erlangen. Der Protestantismus hat hier nur halbe Arbeit gemacht, und selbst die Gesellschaft der Friedensfreunde geht für Kellermann nicht weit genug, da sie den gerechten Verteidigungskrieg billigt, wie Umfrid in seinem Nachwort ausdrücklich gegen den Verfasser betont: Jesus aber hat nach Kellermann das Prinzip des Nichtwiderstehens nicht im Sinne eines Ideals, sondern in lebendiger Wirklichkeit aufgestellt, Jesus kennt nur zwei Nationen, die Gläubigen, die sich seinem Gesetz vollkommen unterwerfen, und die Aufrührer, die es zurückweisen: die Ersteren müssen den Letzteren alles das abtreten, was diese mit bewaffneter Hand verlangen, mit Ausnahme des Herrschaftsgebietes des Gewissens. — Wenn das wahr wäre, so hätten die Burenhelden Unrecht mit ihrer Verteidigung gegen brutale Gewalt; wenn das das Christentum wäre, so würden die Besten unseres Volkes sich beeilen, diese Religion abzuthun, und ich würde sie nicht darum schelten. Nein, so einfach liegen die Probleme denn doch nicht, daß der Buchstabenglaube, auch wenn er mit der edelsten Wärme vertreten wird, sie lösen könnte: das Tragische für uns moderne Christen liegt eben darin, daß wir nicht auf einen Alles entscheidenden göttlichen Ausspruch uns stützen können, um Christen und Staatsbürger zu bleiben, und also eine Lösung selber finden müssen.*)

Max Christlieb

Gerhard v. Kügelgen als Portrait- und Historienmaler von C. v. Kügelgen. Leipzig, Wöpke 1901. Gebunden 6 Mk.

Das anziehend geschriebene und gut ausgestattete Buch ist ebenso wertvoll für die Kunst- und Kulturgeschichte um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, wie für die Freunde der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" (Wilhelm v. Kügelgen), dessen Vater in seiner Bedeutung als Bildnismaler bisher nicht genügend beachtet war.

Johannes Bauer

---

*) Daß wir einen solchen Alles entscheidenden göttlichen Spruch nicht haben, konstituiert ja eben für uns die ethische Aufgabe. D H

Adolf Schmitthenner schenkt uns **Neue Novellen** (Leipzig, Grunow, 1901. Preis gebunden 6 Mk.). Drei mal drei sind es. Die ersten spielen Bei Heiliggeist zu Heidelberg, die andern In Wetbachhausen, der badischen Kleinstadt, die letzten sind Dichtungen im Stile von Gottfried Kellers „Spiegel, Das Kätzchen" und erzählen Märchen vom Wetbachhausener Walde, dem Roten Reisig. Ich stehe nicht an, die letzten drei mit ihrer tapferen Phantastik am meisten zu rühmen. Das Nixlein, das in Gedanken über den Rand der Welt hinausgelaufen ist; der Oberförster, der eine portofreie Dienstsache an Frau Holle absendet und als Empfangsbescheinigung von ihr ein goldenes Haar bekommt („das wickelte der Herr Oberförster um seinen linken Zeigefinger, und den ganzen Tag hörte er nicht auf zu lächeln"); der unheimliche Wettermann, der fürs Feuer gezeichnet ist und Flamme und Blitz zwingt: das sind poetische Gestalten, die man im Träumen und Wachen nicht wieder los wird — und nicht los werden mag. Die Wetbachhausener Novellen erzählen zwei ergreifende Kindergeschichten für große Leute: wie ein alter, blinder Jude ein Bübchen aus dem Wasser errettet, und wie einem Jungen ein Mädel sein Versprechen nicht einlöst. Bei „Heiliggeist", der alten Kirche, gehen die Schatten aus Heidelbergs großer Vergangenheit um und gewinnen durch des Dichters Bannspruch neues Leben. Das Heldentum hochgemuter Frauen, das auch den Mann zu edler That fortreißt, ist das Thema dieser drei Novellen. Unwahrscheinlichkeiten laufen dabei beim „Eheexamen" und bei „Tilly in Nöten" zwar mit unter. Aber der Dichter kann sie damit verteidigen, daß in schwerster Zeit gerade eines tugendhaften, mutvollen Weibes Thatkraft und Erfolg fast unbegrenzt sind. Wo er deshalb der Darstellung und psychologischen Schilderung des Weibes schon vor ihrer Heldenthat besondere Sorgfalt zugewendet hat (wie im „Wildfang"), ist auch die lebensvolle Wahrheit der Geschichte um so einleuchtender und mächtiger. — Schmitthenner will starke Wirkungen, und er wählt dazu starke Mittel. Auf Leben und Tod geht es einmal oder ein paarmal in jeder Geschichte. Im „Hilarius Hochwart", wo kein Mensch in Lebensgefahr kommen konnte, muß wenigstens der grausige Tod des Maulwurfs in seiner unterirdischen Falle und der Mord des Hasen durchs Wiesel bis in Einzelheiten geschildert werden; und nur in der Wetbachhausener Burleske „Unser Cello" spukt der Tod nicht. Das macht mir in mancher Hinsicht die Geschichten lieb. Ein kräftiger physischer Schauder ist für mehr als eine ästhetische Stimmung der rechte Vorläufer, das ängstliche Vorbeisehen an Blut und Tod ist mir in der Seele verhaßt, und es thut gut, unserer Zeit, die Leben und Gesundsein als die kostbarsten Güter der Menschheit anbetet, Leute zu zeigen, denen das Sterben und Sterbenlassen nicht gar so viel ausmacht. Nur habe ich hie und da das Bedenken, als ob das aufgewendete Grausen nicht in Verhältnis zur beabsichtigten Wirkung stünde; und hier sollte doch der edle Dichter dem edlen Roß gleichen, das beim Hindernis auch nicht einen Zoll höher springt, als es unbedingt muß. — Von dem frischen Reize der kläräugigen Einzelmalerei und des lebhaften Stils kann meine Anzeige keine Schilderung geben. Aber das kann ich kühnlich behaupten, daß kein Leser sich ihrem kraftfrohen Zwange wird entziehen können.

Friedrich Michael Schiele

Zur Berufsfrage für das weibliche Geschlecht. Ich habe nicht in meinen Aufsätzen zur Frauenfrage, wie mir in der vorigen Nummer nachgesagt wird, die Frauen wieder in das Prokrustesbett der alten sozialen Schablonen hineingezwängt, sondern bin dafür eingetreten, daß ihnen alle Berufe aufgeschlossen werden, damit sich jede Begabung entfalten kann (künstlerische, wissenschaftliche u. s. w.), wobei ich allerdings auf die Schranken aufmerksam gemacht habe, die sich aus der weiblichen Natur als solcher ergeben, damit man sie bei der Wahl im Einzelnen nicht übersieht. Nur gegenüber den rein mechanischen Berufen (wie Schalter-, Büreau-, Telephondienst) habe ich auf Grund der langjährigen Erfahrungen, die die Frauenbewegung selbst in Finnland gemacht hat, „daß die Frau im allgemeinen sich in jedem Berufe auf die Dauer unglücklich fühlt, der nicht in irgendwelcher Weise ihr Gemüt in Anspruch nimmt und befriedigt", auf den Familiendienst, den Lehrberuf und die Krankenpflege hingewiesen. Daß schließlich Frauenrechtlerinnen das eheliche Dasein diskreditieren, werde ich der Referentin gern beweisen, wenn sie sich nicht selbst z. B. aus den Wiener „Dokumenten" überzeugen will. Johannes Müller

Ich kenne die Polen nicht. Es ist für den, der das Handwerk kennt, selbstverständlich, daß sich auf diese Worte unseres Staatsbeamten in unserer Nr. 3 die gegnerische Presse stürzte, um die von ihm vertretene, ihr anstößige Meinung zu diskreditieren. Es kam dies insonderheit dem Herausgeber so wenig unerwartet, daß er vor Veröffentlichung der Zuschrift in Versuchung geriet, jene Worte zu tilgen. Aber da wir uns bemühen, ehrliche Leute zu sein, blieb das Wort stehen, und wer wollte, konnte daraus entnehmen, daß da ein Mann sprach, der in verwandten Verhältnissen gearbeitet hat, nur eben nicht in den polnischen, und der für nichts Andres Gehör begehrte als für gewisse allgemeine Maximen, die sich ihm aus seiner Bildung und Erfahrung ergeben haben. Und es wird doch Niemand leugnen, daß eine gründliche allgemeine, sonderlich historische Bildung und eine Erfahrung auf verwandtem Boden ebenso zur rechten Politik mithelfen, wie genaue Kenntnis des direkt in Frage kommenden begrenzten Gebietes. Aber darüber würden wir kein Wort verloren haben, wenn die uns widersprechenden oder freundlich warnenden Zuschriften nicht so oft nach der viel fataleren Melodie gingen: ich kenne die Polen nicht, aber ich mißbillige sie. Diesen werten Einsendern kann ich nur antworten mit der Bitte, sich um die verhandelte Frage ernstlich zu kümmern. Ferner aber: wenn Jemand auch mit unsrer letzten Stellungnahme in Nr. 4 Sp. 83 ff. und 92 nicht einverstanden ist — habeat sibi, es ist sein Recht; aber verlangen müssen wir, daß er dann eben dieses vorläufige Schlußwort in Nr. 4 als unsre wohlerwogene und auf ein reiches Material gegründete Meinung respektiert und nicht auf die in einem früheren Stadium gethanen Aeußerungen zurückgreift. Endlich aber möchte ich durch diese Zeilen nicht den Anschein erwecken, als sei uns aus unserm Leserkreise und sonst nur Widerspruch begegnet; die Zahl der Zuschriften für und wider ist ungefähr gleich. Jeder Wink und jegliches Material zur Sache wird fernerhin herzlich willkommen sein, aber mit Allgemeinheiten wolle man uns verschonen, auch mit dem nebelhaften Vetter in Posen oder der in Oberschlesien verheirateten Tochter. Und die Drohung, die Christliche Welt werde um ihrer Stellung zur Sache willen an Abonnenten verlieren, könnte, wenn überhaupt eine, nur die Wirkung erzielen, daß sie uns trotzig macht; die soll man also besser unterlassen. — Zuletzt in Nr. 4 ist eines erzbischöflich-posenschen Erlasses gedacht, den zuerst das Berliner Tageblatt veröffentlicht hat (wir kennen ihn aus der Frankfurter Zeitung Nr. 19, 5. M.); es soll eine Fälschung sein, wir müssen von unserem Standpunkte aus sagen: leider; aufgeklärt ist die Mystifikation nicht; vielleicht ist doch irgend etwas Wahres dran, wir enthalten uns aller Vermutungen. R

Der Duellwahnsinn grassiert schrecklich. Thäte es die Grellheit der Fälle und die allgemeine Entrüstung, das Uebel müßte wie im Sturm hinweggefegt werden. Aber es sitzt tief. Wir werden auch nach Insterburg, Jena und Hannover keinerlei wesentliche Besserung des Zustands erleben, das ist schon heute klar.

Die Obrigkeit allein kann nicht helfen. Man muß ihr aber immer wieder Eins vorhalten. Solche Vorkommnisse wie neulich das Duell Bennigsen-Falkenhagen, wenn sie so gut wie ohne Sühne bleiben (und das wird auch hier der Fall sein), machen einen geradezu verwüstenden Eindruck auf das „Volk." Ein Attentat auf ein gekröntes Haupt — das macht keine Sozialdemokraten und Anarchisten, im Gegenteil, das belebt alles, was an Fürstentreue und Staatsempfindung im Volke noch vorhanden ist. Aber dieser unbewältigte Unfug in den privilegierten Ständen, der unter keinerlei Begriff von Recht, Ordnung und Moral zu bringen ist, verschüttet die Quellen des Vertrauens zum Staat und der Ehrfurcht vor der Obrigkeit in ungezählten Herzen.

Ueber das Duell selbst hat Pfarrer Strauß in Bonn in seinem Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen Nr. 3 f. Ausführungen gegeben, die sich über das Durchschnittsräsonnement erheben. Gegner des Duells, selbstverständlich, bekämpft er es nicht direkt mit allgemeinen Redensarten, sondern als „Begleiterscheinung der Unsittlichkeit." Das ist darum wertvoll, weil es uns davor bewahrt, unsren Angriff an einer Position zu zersplittern, die wir doch nicht in einem Nu nehmen können, und unsre Aufmerksamkeit auf das ganze sittliche Milieu richtet, auf den Sumpf, worin das Duell so üppig gedeiht.

Es muß gesagt werden, daß die Atmosphäre, die uns da aus Offizierskreisen und den mit ihnen verwachsenen entgegenschlägt, einem streng sittlich empfindenden Menschen den Athem versetzt. Durch dieses Bekenntnis braucht sich kein Offizier als Einzelner getroffen zu fühlen, denn ich weiß, wie viele, und eben die besten, schwer unter dem Zustande leiden. Aber der Schade ist da, und wenn er alt ist, so liegt doch eine Verschlimmerung der Gesamtlage darin, daß jene Atmosphäre durch das Reserveoffiziertum aus dem Kasino ins öffentliche Leben hinaus eine nie dagewesene Expansion erlebt hat. Noch nie hat die schlichte bürgerliche und die spezifisch christliche Moral bei uns in Deutschland so wie heut im harten Konkurrenzkampf mit der Offiziersmoral gestanden.

Diese Moral rechtfertigt nicht nur die Duelle von Insterburg, Jena und Hannover. Sie rechtfertigt es auch, wenn ebenfalls in den letzten Tagen Leutnant Rose in Zittau einen Kaufmann in seiner Wohnung überfiel, um ihn mit dem Säbel blutig zu schlagen. Schade, daß der Kaufmann nicht satisfaktionsfähig war; so hätte der Leutnant das nicht nötig gehabt, und der Handel wäre durch ein anständiges Duell erledigt worden!

Auch das Unglück, das sich jüngst in Potsdam ereignete, der Tod eines zwanzigjährigen Gardeleutnants infolge einer wahnsinnigen Trinkprobe drängt sich in diesen Zusammenhang herein. Zufällig weiß ich viel Gutes von dem jungen Manne und seiner Familie. Er war kein unerzogener, hoffnungsloser Geselle. Er hatte die schwache Seite, daß er wenig vertrug und das nicht Wort haben wollte. Gab es denn nun nicht in jenem Offizierskorps Männer, die sich mit Erfolg seiner annahmen? Vielleicht ist es geschehen. Ich weiß ein Regiment, ein Kavallerieregiment, in dem die jungen Leutnants (sie sind doch zuweilen noch Knaben, wenn sie vom Kadettenhause kommen) wahrhaft väterlich behütet sind. Ich weiß von einem andern Regiment, wo der Oberst eine beinah drakonische Zucht hält. All das bewahrt uns vor übereilter Verallgemeinerung des Urteils. Aber geschieht überall, was geschehen könnte? Man lächle nicht: wäre z. B. die Einführung des Leibburschenverhältnisses, das sich in der Studentenschaft im ganzen trefflich bewährt, nicht zum Besten der jugendlichen Offiziere empfehlenswert?

Genug, es ist Anlaß vorhanden, über das Duell als „Begleiterscheinung" weiter nachzudenken. R

Kleine Mitteilungen. Die Verszeilen Nr. 4 Sp. 43 sind, wie ein freundlicher Leser uns mitteilt, nicht von Arndt, sondern von Schenkendorf. Also doch auch von keinem schlechten Vater. — In Oesterreich werden geistliche Kräfte gebraucht. Wir werden in nächster Nummer einen ernsten Appell an unsre Kandidaten richten. Manchem genügt vielleicht schon diese kurze Mitteilung, daß er in Gottes Namen hingeht. Man melde sich bei Superintendent Meyer, Zwickau in Sachsen. — Im Anzeigenteil finden unsre Leser die Bitte um Beisteuer zu einer Arndt-Stiftung. Prediger D. Theodor Arndt in Berlin, gestorben am 2. Juli 1901 im Alter von 51 Jahren, war der Vorsitzende des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins. Seine Hingebung an die Sache, seine Vertrautheit mit dem gesamten Missionswesen, seine ruhige und doch energische, immer die Fülle der Gesichtspunkte im Auge behaltende Leitung machten ihn zu dem Manne am rechten Platz. Es ist der begreifliche Wunsch seiner Freunde und Verehrer, daß auch von seinem Tode noch Segen ausgehe. Der Verein, von Vielen noch immer scheel angesehen, thut still seine Schuldigkeit in China und Japan; unsre Leser sollen bei dieser Gelegenheit herzlich gebeten sein, daß sie seiner gedenken und ihm den Arm stärken. — Quittung folgt in nächster Nummer. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 3. Februar 5 Uhr Rosenau: Ist Harnacks Wesen des Christentums Bestreitung oder Apologie des Christentums?

Hannover. Mittwoch 12. Februar 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstraße 25: Was zieht die Oesterreicher zum Protestantismus?

Magdeburg. Mittwoch 12. Februar 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Das Evangelium und das Recht oder die Frage nach den irdischen Ordnungen. (Harnack Wesen d. Chr. S. 65—74.)

Die durch den Tod des Pastors **A. Schmidt erledigte**

dritte Pfarrstelle an unserer Kirche

ist durch Gemeindewahl **wieder zu besetzen.** Sie ist — nach Ablösung der Stolgebühren — mit einem fixen Anfangsgehalt von 4200 M., sowie mit einer freundlichen Dienstwohnung verbunden. Der Gehalt steigt nach Verlauf von 8 Jahren auf 4800 M. Die amtlichen Functionen sind wesentlich die nämlichen wie die der ersten und zweiten Stelle.

Evangelische Geistliche und Predigtamts-Candidaten, die geneigt sind, die Stelle zu übernehmen, wollen ihre Bewerbungen unter Anfügung ihrer Zeugnisse und eines kurzen Lebenslaufs **bis zum 16. März l. J.** an den unterzeichneten Vorsitzenden des Kirchenvorstandes einsenden, der dann Anfang April nähere Mitteilungen über die zu haltenden Gastpredigten machen wird.

Osnabrück, 24. Januar 1902.

Der Vorstand der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu St. Catharinen.
W. Weidner, Pastor prim.

Hauslehrer

Für einen 13 jährigen gutbegabten Schüler wird möglichst sofort auf circa 1¼ Jahr zur Vorbereitung auf Untertertia ein Hauslehrer nach **Flensburg** gesucht.

Anfragen sind zu richten an
Kaufmann **M. Rohde** aus **Shanghai,** z. Z. 75 Friesische Straße, **Flensburg**

Hauslehrer

phil. oder theol. zu Ostern gesucht, der ein 12 jähriges Mädchen in allen Töchterschulfächern (auch Englisch) zu unterrichten und einen Tertianer bei seinen häuslichen Arbeiten zu beaufsichtigen hätte. Bewerbungen mit Zeugnissen und Gehaltsansprüchen erbittet

Kommerzienrat C. J. Langen
Grevenbroich (Rhld.)

Hauslehrer

evangel. Theologe oder Philologe für 2 Kinder von 12 Jahren in einem naturschönen Orte des Rheinlandes von Ostern an gesucht. Auskunft giebt die Expd.

Pensionat für Fortbildungsunterricht
Wiesbaden, Haus Sesam
Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen, und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.
L. Harcourt, Vorsteherin

Ronnefeldt's Thee
wird allgemein gelobt und weiterempfohlen.
Proben der 4 Hauptsorten M. 1.– franco.
Thee-Import **Ronnefeldt**-Frankfurt a. M.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Evangel. Geistlicher sucht für seine Schwester, gebildetes Fräulein, anfangs der Zwanziger, Waise, in häuslichen Arbeiten, Kochen und Handarbeit durchaus tüchtig, Stellung als **Stütze in kleinerem, feinem Haushalt,** bei einzelner Dame oder älterem Ehepaar. Antritt event. sofort, Familienanschluß erwünscht. Offerten mit Gehaltsangabe unter „**E. S. 23**" an den Verlag.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister. Alfred Smith

PIANOS von M. 350.– an.
Harmoniums von M. 80.– an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. **Illustr. Kataloge gratis-frko.**
Wilh. Rudolph, Giessen.

Wo befindet sich ein **Vereins- oder Gemeindehaus,** das bei bescheidenem Umfange und mäßiger Bausumme, besonders hinsichtlich Raumverteilung und Platzausnutzung durchaus praktisch und zweckentsprechend gebaut ist, so daß es als Muster empfohlen werden könnte?

Um gefällige Mitteilungen bittet

J. Schwendener, Pfarrer

Bischweiler, Unter-Elsaß

Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz
Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes. Postzeitungsliste für Oesterreich 1272, für Deutschland 2382 a.

Vertretung für Deutschland: **Paul Stiehl,** Buchhandlung in **Leipzig;** für Oesterreich: **W. Fröhlich,** Buchhandlung in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Inhalt: Artikel über kirchenpolitische, interkonfessionelle, theologische und andere Zeitfragen. — Regelmäßige und zuverlässige Berichte über die evangelische Bewegung in Oesterreich. — Bilder aus der Geschichte und dem kirchlichen Leben der evangelischen Gemeinden Oesterreichs. — Nachrichten aus dem Inland. — Nachrichten aus dem Ausland. — Verschiedene Mitteilungen. — Bücherschau 2c.

Die Deutschen Kolonien.

Monatsschrift für die sittliche und sociale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten.

Herausgegeben von **P. Gustav Müller.**

Monatlich ein Heft von 16 S. gr. Lex.-8. Preis jährlich 3 M., mit Porto 3,36 M. Nr. 2008 a des Postzeitungskatalogs.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Die über das Gewissen der Menschen herrschen wollen, vermessen sich auf Gottes Thron zu steigen.
Maximilian II.

Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reiche verbannt werden. Der Fanatismus soll künftig nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe. Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt!
Joseph II.

Das Wohl der evangelischen Kirche liegt mir sehr am Herzen.

Ich bin überzeugt von der Vaterlandsliebe und dem Patriotismus der Angehörigen der evangelischen Kirchen und weiss, dass ich mich auch in Zukunft auf ihre Treue verlassen kann (31. Oktober 1901).
Franz Joseph I.

Kürzlich erschien:

Geschichte des Protestantismus in Oesterreich

In Umrissen

Im Auftrage der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich

Von

Georg Loesche

Klein 8. 1902. M. 2.—. Gebunden M. 2.50

Vorwort

Die vor bald zwei Jahrzehnten erschienene »kurzgefasste Geschichte der evangelischen Kirche in Oesterreich« von Dr. Trautenberger ist längst vergriffen und wird nicht wieder aufgelegt. Ein Ersatz wurde dringend gewünscht. Nicht ohne Selbstverleugnung konnte ich mich dieser Aufgabe unterziehen; denn es war seit Langem meine Absicht, nach Erledigung anderer Arbeiten, auf breitester bibliothekarischer und vornehmlich archivalischer Grundlage, ohne Vernachlässigung der nicht geringen Hülfsmittel zu verbürgter bildlicher Veranschaulichung, eine Geschichte des Protestantismus in Oesterreich vorzubereiten, freilich vielleicht im Laufe von Jahrzehnten, und dann erst einen Auszug aus dem Quellenwerk zu veranstalten.

Nun muss ich mit dem Ende beginnen und rückwärts zum Anfang schreiten. Möchte diese Abschlagszahlung den Zweck des vorläufigen Notbehelfs erfüllen, nicht zum wenigsten im Sinn der Freunde, die ihn trieben und unterstützten; zur Steuer der Wahrheit gegen Geschichtstrübung hüben und drüben, und daher zugleich zum Kampf und zum Frieden

Hessische Glasmalerei u. Kunstglaserei

K. J. Schultz Söhne

gegründet 1850 **Marburg a. L.** gegründet 1850

empfiehlt sich zur Anfertigung stilgerechter

Glasmalereien und Bleiverglasungen für Kirchen etc.

in künstlerischer und gediegener Ausführung. Zahlreiche Referenzen von kirchlichen Behörden. Kolorierte Skizzen und Kostenanschläge gerne zu Diensten. Billigste Berechnung bei weitgehendsten Zahlungserleichterungen.

In seiner Januar-Nr. schreibt „Der Evangelische Kirchenchor" (Schweiz):

„Viele werden mit Interesse den Prospekt der **„Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst"**, der unserer Weihnachtsnummer beigelegt war, gelesen haben. **Ihr 7. Jahrgang verspricht ein ganz besonders reichhaltiger zu werden.** Wir freuen uns vor allem auf folgende Artikel: Das gemeinsame Gebet im Gottesdienst" von Braumann; „Die Reformbedürftigkeit der evang. Taufliturgie" von Günther; „Mehr Gesang im Gottesdienst" von Haarbeck; „Ueber kirchliche Abendmahlsfeiern" von Hering; „Die Predigt im evang. Gottesdienst" von Smend; „Die Pfingstthatsache und der Pfingstgottesdienst" von Spitta; „Ueber Organistenkurse" von Piutti; „Soli für Kirchenkonzerte" von Richter u. s. w. **Wir möchten die prächtige Zeitschrift gerne in den Händen aller unserer Chordirigenten, Pfarrer und Lehrer und überhaupt vieler gebildeter Mitglieder unserer Kirchenchöre sehen. Wir können nicht genug wiederholen, wie viel Anregung und Belehrung, Aufklärung und Ermunterung wir aus dieser Monatschrift schon geschöpft haben."**

Das „Neue sächsische Kirchenblatt" 1902, Nr. 3 widmet unsrer Monatschrift einen längeren Artikel, welcher ebenfalls ihre **„Fülle von neuen Anregungen"** hervorhebt und hinzufügt, daß diese „bei weitem nicht blos für städtische Verhältnisse, nein gerade auch für das platte Land sehr heilsam zu lesen und zu beachten" seien.

Probe-Nummer kostenfrei

Jährl. 6 Mk. (12. Nrn. je. ca. 32 S. Lex. 80 m. Abbildgn. u. Musikbeigaben).

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Berlin, im Januar 1902

Aufruf

Nach dem Heimgang D. Arndts entstand unter seinen Freunden der Plan, sein Gedächtnis in besonderer Weise zu ehren. Am besten ehrt man einen Toten dadurch, daß man weiterarbeitet in seinem Geiste und an seinem Werke. Unser entschlafener Freund hat mit der ganzen Wärme seines Herzens, mit dem ganzen Reichtum seines Geistes an unserem Missionswerk in Japan und China gearbeitet. So wollen wir das unsere thun, daß sein Name auf diesem Arbeitsfeld in weiter Ferne ein Segen bleibe und Gutes schaffe. Wir bitten alle Freunde des Heimgegangenen, alle Freunde unseres Missionswerkes um Gaben zur Begründung einer

Arndt-Stiftung.

Der Ertrag der Sammlung soll dem Zentralvorstand des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins zur Verfügung gestellt werden mit der Maßgabe, daß er insonderheit zur **Förderung praktischer christlicher Liebesarbeit in Japan und China** verwendet werde.

Dem Heimgegangenen lag diese Seite der Missionsarbeit besonders am Herzen. Wir haben in Japan und China Schulen, in denen die Kinder ebenso im Wissen wie im Glauben des Abendlandes unterrichtet werden. Wir haben in unserer deutschen Kolonie in Tsingtau ein Hospital errichtet, in welchen unter der Leitung eines tüchtigen deutschen Arztes die Kranken gepflegt werden. Diese und ähnliche Einrichtungen praktischer Missionsarbeit kräftig zu fördern, würde ganz besonders im Geiste unseres Freundes sein. Wir haben an seinem Grabe gelobt, mit doppeltem Eifer an unserem Werke in der Heidenwelt zu arbeiten. Möge sein Name und sein Gedächtnis uns dabei helfen! Wir haben ihn mit Worten geehrt, ehren wir ihn nun auch durch die That!

Gaben für die Arndt-Stiftung sind an den Schatzmeister des Berliner Hauptvereins, Herrn Kgl. Seehandlungsbeamten Gold, Charlottenburg, Goltzstraße 12, zu senden.

Der Zentralvorstand des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins

Der Vorstand des Berliner Hauptvereins

Der Vorstand des Berliner Missions-Frauen-Vereins

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg